

Xe. 986.



Handbuch

der ...

# Handbuch

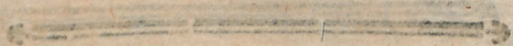
von

...  
auf der Zahl ...  
...

...

...

...



1784  
...



Bajon's

ältesten Oberwundarztes auf der Insel Cayenne etc.

# Abhandlungen

von

Chronischen Krankheiten

auf der Insel Cayenne und dem französischen Guiane.

---

Aus dessen Nachrichten zur Geschichte von Cayenne und dem französischen Guiane.

---

Aus dem Französischen.

Zweyter Abschnitt.



---

Erfurt, 1784.

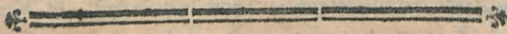
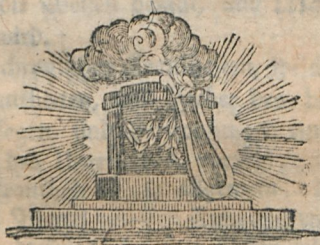
bey Georg Adam Keyser



Herrn Bajan's  
ältesten Oberwundarztes auf der Insel Cayenne.

**Nachrichten**  
zur Geschichte von Cayenne  
und  
dem französischen Guiane.

Zweyten Theils Zweyter Abschnitt.  
aus dem Französischen.



Erfurt, 1784.  
bey Georg Adam Keyser.

Der Herr

...

# Verzeichnis

der ...

...

...

...



...

...





Erster Abschnitt.  
Von chronischen Krankheiten.

**L**ang anhaltende Krankheiten sind in allen heißen Ländern sehr gemein, und sind dar selbst um so viel schwerer zu heilen, weil ihre Ursache von der Natur des Klima abzuhängen scheint. Es ist meine Absicht nicht, in dieser Abhandlung alle chronische Krankheiten, die ich in Cayenne zu beobachten Gelegenheit hatte, zu beschreiben; ich werde mich nur auf diejenigen einschränken, welche auf hitzige Krankheiten zu folgen pflegen, und auf eine besondere Cachexie, welche gewöhnlich mehr die Schwarzen als die Weissen befällt, und Magenweh genennt wird.

Die chronischen Krankheiten, welche auf hitzige Krankheiten, und Fieber des Landes zu folgen pflegen, sind Verstopfungen einiger Eingeweide des Unterleibes, vorzüglich der Milz. Diese Krankheit ist so allgemein, daß man kaum ein Viertel von den Einwohnern in Cayenne von diesem Uebel frey finden wird. Oft dauern die Verstopfungen der Milz nicht länger als die Erholung vom ausgestandnen Fieber, und zertheilen sich, ohne daß man etwas darzu beiträgt: aber sie finden sich so oft wieder ein, als man vom Fieber befallen wird.

A

Stoßung

stopfung wird oft so beträchtlich, daß die Milz zu einem ungeheuren Umfange aufschwillt, und ein anhaltendes schleichendes kleines Fieber verursacht: die Kranken keuchen, der Magen, welcher durch den außerordentlichen Umfang der Milz zusammengedrückt wird, kann nur wenig Nahrung auf einmal aufnehmen, und wenig der Kranke ein wenig mehr isst als er sonst zu thun pfleget; so hat er seine Plage. Oft kommen nach Ueblichkeiten Erbrechen, und so gar heftige Schmerzen hinzu. Er kann auf keiner Seite liegen, bloß das Lager auf dem Rücken mit gebogenen Schenkel und Knien ist erträglich. Eckel, Mangellichkeit, Mattigkeit, Hagerkeit, gelbliche Blässe des Gesichts und der ganzen Haut, sind unzertrennliche Zufälle solcher Verstopfungen. Wird diese Krankheit nicht gehörig behandelt: so verschlimmert sie sich ziemlich geschwinde, das Blut nimmt ab, und wird von Tag zu Tag mehr aufgelöst, das schleichende Fieber wird stärker mit verdoppelten Anfällen des Abends; die Hände und Füße des Kranken laufen anfänglich nur etwas auf, nach und nach aber überzieht der Geschwulst den ganzen Körper, und oft endiget sich die Krankheit mit der Wassersucht, unglücklicher Ausgang, wo die Hülfe der Kunst nur zu oft unzureichend ist. Ueberhaupt sind die Creolen dieser Art vor Verstopfung weit mehr unterworfen als die Europäer; schon ein kleines Fieber ist hinreichend,  
Die:



dieselben bey ihnen zu verursachen. Es giebt welche unter ihnen, die solche Verstopfungen von ihrer Kindheit auf tragen, und sie sind so daran gewöhnt, daß sie nicht einmal darauf merken. Auch haben die meisten Creolen beyderley Geschlechts beständig ein kränkliches Ansehen, der Bauch ist so dicke, daß man glauben sollte, die Männer wären wassersüchtig, und die Weiber nahe an ihrer Niederkunft.

Die Europäer sind den Verstopfungen der Milz weniger unterworfen; ohne Zweifel aus der Ursache, weil ihr Blut dichter, und ihre Fasern weniger erschlaft ist. Unterdessen sind sie doch nicht ganz frey davon; aber bey den meisten sind sie geringe, und dauern nur einige Tage nach der Heilung vom Fieber.

Die Fieber, welche solche Verstopfungen hinterlassen, sind besonders solche, die man vernachlässiget, oder die sich nur durch unvollkommene Krisen geendiget haben, wovon die Erholung langsam und beschwerlich ist, und fast allezeit mit einem kleinen anhaltenden schleichenden Fieber verbunden ist. Und was noch besonders zur Entstehung dieser Verstopfungen beyträgt, ist die wenige Schonung, welche die meisten Leute in dem Genuß der Nahrungsmittel, des Vergnügens der Liebe, in der Anwendung der Leibübungen bey ihrer Erholung beobachten.

Zu diesen Ursachen kommt noch die Wirkung

#### 4 Von chronischen Krankheiten.

Des Klima auf den Körper. Wirklich, scheint nichts mehr geschickt zu seyn, die Anhäufung des Blutes in dem schlaffen und schwammigen Gewebe der Milz zu erleichtern, als die Verdickung des Blutes, die vom beständigen Verlust, durch die unmerkliche Ausdünstung, durch den Schweiß, und durch die Erschlaffung aller festen Theile, bis in das Adergewebe der Milz, die von Natur wenig Spannkraft hat, verursacht wird.

Die Milz ist nicht das einzige Eingeweide, welches nach hitzigen Fiebern verstopft wird: die Leber, die große Drüse, das Gefröse und oft selbst das Netz sind der nehmlichen Krankheit unterworfen. Es ist wahr, daß die große Drüse und das Gefröse fast allezeit zugleich mit der Milz verstopft sind; aber nicht so verhält es sich mit der Leber, die gewöhnlich allein verstopft ist, und fast allezeit in ein Geschwür übergeht.

Die Verstopfung dieses letzteren Eingewei-des erfolgt auf hitzige Fieber, selten auf schleichende Fieber.

Ein Theil von der Fiebermaterie\*), welcher in dem Körper, entweder aus Mangel der Natur:

---

\*) Nichts ist unbestimmter als der Begriff von Fiebermaterie, die noch kein Arzt je hat kennen lernen. Daß während dem Fieber eine Entwicklung in den menschlichen Säften vorgehe, zeigen die



## Von Chronischen Krankheiten. 5

Naturkräfte, oder durch den unvorsichtigen Gebrauch verschiedner, zur Zeit der Krisen gegebner Arzneymittel, zurückbleibet, ist fast allezeit die Ursache ihrer Entstehung. Diese Materie wirft sich in die Substanz der Leber, und setzt sich daselbst fest; erzeugt anfänglich eine leichte Verstopfung, die sich nach und nach über die verschiedenen Arten von Gefäßen verbreitet, die zu diesem Eingeweide gehören. Die Verstopfung gehet immer weiter, wird schmerzhaft, entzündet sich, und endiget sich fast allezeit durch ein Geschwür.

Es ist erstaunlich, wie sehr diese Krankheit in heißen Ländern, und besonders in Cayenne gemein ist. Ich habe sehr oft beobachtet, daß der Gebrauch der Fiebermittel, und besonders der peruvianischen Rinde in hitzigen Fiebern, ehe noch eine kritische Ausleerung erfolgt war, die Ursache davon ist, indem sie die Fiebermaterie unauflöflich machen und die Fieberbewer-

A 3 gung

---

Ausleerungen, und die Ruhe nach dem Anfall. Die Entwicklung hängt von der Mischung der Säfte, von der Einwirkung der Spannung, Reizbarkeit und Fühlkraft der Faser und ihrer Organisation ab. Allgemeine oder locale Schwäche, Unordnung einzelner Organe hemmen dieses geheimnisvolle Geschäft der Natur, oder stören das Verhältniß ihrer ebenmäßigen Wirkung, und das unglückliche Product nennt man abgeressne Fiebermaterie. Ann. d. Med.

gungen hemmen: man muß auch sehr vorsichtig mit der Anwendung dieses Fiebermittels verfahren.

Diese Verstopfungen sind anfänglich wenig merklich: die Zeichen, welche das Uebel verrathen, sind eine mehr oder weniger grose Schwere und Härte in der Gegend der Leber, ein stumpfer Schmerz, der nach und nach stärker wird; Der Kranke wird fast allzeit gelb, und kann nicht auf der linken Seite liegen. Das Fieber ist anfänglich sehr gering, es nimmt täglich zu, und endlich nimmt die Entzündung der Verstopfung beträchtlich überhand.

Wenn man durch Anwendung erweichender und auflösender Umschläge, durch den Gebrauch innerlicher schmelzender Mittel eine Auflösung der Verstopfung bewürken kann; so ist das Uebel eben nicht wichtig. Aber am gewöhnlichsten endiget es sich in ein Geschwür, die angewandten Mittel, um es zu verhindern, mögen seyn, welche es wollen. Befindet sich das Geschwür an der vordern und erhabnen Fläche der Leber, und fühlet man durch die Haut und Muskeln des Unterleibes den Eiter flüßig; so muß man dasselbe so gleich öffnen. Ist aber dessen Lage nicht so günstig; so muß schlechterdings die Heilung desselben der Natur überlassen werden. Von diesen Geschwüren ist weitläufiger gehandelt,



delt worden in dem ersten Theile dieser Nachrichten zur Geschichte von Cayenne. \*)

Die Mittel, die man bey Verstopfungen der Milz und andern Eingeweiden des Unterleibes anzuwenden pflegt, sind nach der verschiedenen Beschaffenheit dieser Verstopfungen verschieden. Ueberhaupt, wenn sie nicht sehr beträchtlich, und mit keinem schleichenden Fieber begleitet sind, ist es oft zureichend, dem Kranken den Gebrauch einer Tisane aus dem wilden Anis zu empfehlen, ihm einigen Gaben einer Lartberge mit Scammonium, Jalappe und einigen Granen Kalomel zu verordnen; ihm einige Bewegung machen zu lassen, und sehr oft verringern sich die Verstopfungen davon so weit, daß sie nicht mehr merklich sind, und verschwinden bald vollkommen.

Wenn aber die Verstopfung schon lange gedauert hat und die Milz sehr großen Umfang hat, wenn ein schleichendes Fieber mit täglichen Anfällen vorhanden ist, und die große Drüse und das Gefröse gleichfals verstopft sind, der Kranke mager und gelb und blaß wird, bey der geringsten Bewegung den Oden verliethret, die Hände und Füße des Abends auslaufen; so ist der Fall bedenklich, und erfordert sehr viel Aufmerksamkeit in der Behandlung, und man

---

\*) Seite 45. n.

8 Von chronischen Krankheiten.

muß mit verschiednen Veränderungen lange anhalten.

Am besten ist es mir in diesen Umständen gelungen, wenn ich dem Kranken eine milde und leicht eröffnende Kost verordnete, ihm zum Getränke eine Tisane aus wilden Anil\*) aus Spargel und Petersilien, zu welchen noch etwas Citronenschale hinzukam, nehmen ließ. Früh nüchtern, ließ ich zwey gute Gläser voll Molken, in welcher 15 Gran geblätterte Weinssteinerde aufgelöst waren, nehmen, das erste 6 Uhr Morgens, und das andre halb acht Uhr: Um neun Uhr konte er sein gewöhnlich Frühstück genießen.

Es ist sehr nöthig ihm eine mäßige Bewegung zu empfehlen, das Reiten ist die beste; er muß sich in Leidenschaften und besonders in der Liebe mäßigen u. So muß er anhaltend den Gebrauch dieser Mittel lange Zeit fortsetzen, und sich sehr hüten unter dem Vorwande, daß er sich etwas besser befinde, und daß er sich geheilt glaube, oder daß er einige Erleichterung spüre, die Mittel auf die Seite zu setzen.

Um die Heilung zu endigen, verordne man eine Latwerge mit gelinden auflösenden Mitteln, zu welchen man gelind abführende setzen kann. Das versüßte Quellsilber ist, unter einer Menge anderer in diesem Fall, ein auflösendes Mittel

---

\*) Emerus siliquis longissimis et angustissimis Plum.



tel, das mir gute Dienste gethan hat; allein da es leicht einen Speichelfluß erregt; so muß man es mit vieler Vorsicht brauchen. Man gebe dem Kranken um den andern Tag eine Gabe von der Latwerge, und laß ihm Morgens vorher ein Glas Molkten trinken und nachher seinen gewöhnlichen Trank.

Wenn die Kranken, welche von beträchtlichen Verstopfungen der Milz leiden, den Gebrauch dieser Mittel lange Zeit fortsetzen, so werden sie ganz sicher sich wohl dabei befinden. Aber es ist selten, besonders in Amerika, Leute zu finden, die gelehrig und standhaft genung sind, mit denselben die Zeit durch, welche zur Heilung nöthig ist, fortzusetzen. Es giebt Krankheiten, die so alt und beträchtlich sind, wo man nur durch sehr viel Zeit und Gedult einige Erleichterung zu verschaffen, und vorzüglich den nachtheiligen Folgen derselben zuvorzukommen, im Stande ist. Die auflösenden mineralischen Wasser würden wahrscheinlich ein sehr gutes Mittel für diese Verstopfungen seyn, aber man hat keine in Cayenne. Es ist zu verwundern, daß man in diesem Lande, wo die Natur nichts von dem vergessen zu haben scheint, was dem Menschen nützlich seyn kann, noch keine Quelle von mineralischen Wasser entdeckt hat, da es doch scheint, sie müßten daselbst sehr gemein seyn. Man hat alle Ursache zu hoffen, daß man in Zukunft glücklicher seyn werde, um

so viel mehr, weil die Einwohner dieser Gegenden schon eine Wasserquelle kennen, die ganz gewiß mineralisch ist; sie liegt nahe an dem Flusse Sinamary, ohngefähr 15 bis 20 Meilen von Cayenne.

Als man diese Quelle im Jahr 1775 vort ohngefähr entdeckte, befahl die Regierung, die allzeit aufmerksam ist, nützliche Entdeckungen zu unterstützen, daß man sie erstlich untersuchen, und chemisch zerlegen sollte, ehe man sie zum Gebrauch in Heilung der Krankheiten anwenden möchte; aber da diese Untersuchung ohne Sorgfalt, und ohne Methode angestellt worden ist; so ist es nicht möglich sich eine Vorstellung von den Bestandtheilen zu machen, welche in diesem Wasser enthalten sind. Damals da diese Arbeit in Cayenne bekannt gemacht wurde, hatte der Statthalter Herr von Jiedmond die Güte, mir zwei Flaschen von diesem Wasser zuzuschicken: ich machte einige Versuche, welche mir bald Licht gaben, und zeigten wie wenig man sich auf die Versuche, welche auf der Stelle gemacht wurden, verlassen könne. Die Liebe zum gemeinen besten bewog mich, die Nachlässigkeit, und wenige Genauigkeit, mit welcher man diese Arbeit unternommen hatte zu entdecken, und einige Betrachtungen und Aussichten anzugeben, um von einem so reichen Geschenke, welches die Natur der Menschheit gegeben hatte, mehr Nutzen zu zie-



ziehen. Diese Betrachtungen und Aussichten sind in zwei Abhandlungen, die ausführlich gemacht sind, und die ich Anfangs des Jahres 1776 bekannt gemacht habe, beschrieben, und wurden sehr günstig aufgenommen. Diese Abhandlungen sind jetzt in den Händen der Vornehmsten der Insel Cayenne, und man hat Ursache zu hoffen, daß sie diesen wichtigen Gegenstand nicht aus der Acht werden lassen, und daß sie alle nöthige Vorsicht anwenden werden, um Nutzen von dieser Quelle zu ziehen.

In Cayenne, und auf allen unsern Inseln nennt man eine Art von Cachexie das Magenweh, welches gewöhnlich mehr die Neger als die Weissen befällt, und sich oft mit einer Wassersucht endiget. Diesen Nahmen hat es erhalten, weil der Sitz der Krankheit wirklich im Magen zu seyn scheint, in dessen Gegend die Kranken eine beträchtliche Schwere empfinden. Die Neger in Cayenne nennen es auch das Herzwel, weil das Klopfen dieses Eingeweid, und der großen Adern am Halse sich sehr stark zeigt.

Die Merkmale, welche diese Krankheit anzeigen, sind: die Gegend des Magens ist sehr aufgetrieben, hart, und etwas schmerzhaft; das Klopfen des Herzens und der Adern am Halse fällt sogleich in die Augen, ist sehr geschwind, obgleich der Kranke oft nur wenig Fieber hat. Die schwarze Farbe der Haut bey den Negern ver-

verringert sich, und wird blaß olivenfärbig, welches täglich zunimt: die Kranken haben einen besondern Hang immer liegen zu bleiben, und beständig zu schlafen: sie haben Ekel, und scheinen nur für solche Sachen Eklust zu haben, die ihrem Zustande ganz und gar nicht zuträglich sind: bey der geringsten Bewegung kommen sie außer Odem, und können keine Luft schöpfen; das Herzklopfen wird so stark, daß es scheint anhaltend zu werden: das sicherste und untrüglichste Zeichen dieser Krankheit ist endlich, die weiße Farbe der Zunge und des Zahnfleisches. Aber diese Zeichen passen nur auf das Magenweh, welches noch nicht auf das äußerste gekommen ist, und welches am meisten angetroffen wird. Wird in diesem Zeitraum dafür gesorgt, so wird es fast allezeit geheilet, wenn sich nur die Kranken ein wenig darauf einrichten wollen.

Aber wenn diese Krankheit nicht gleich von Anfang besorget wird, und man vernachlässiget sie, so wird sie schlimmer, und die Zufälle werden weit beträchtlicher: das Gesicht schwillt auf, besonders die obern Augentlieder; die Olivenfarbe wird viel stärker; das Zahnfleisch, und die Zunge werden so weiß wie Papier; der Kranke hat beynähe keine Kräfte mehr, und möchte immer liegen; er kann nicht anders als auf den Stock gestützt gehen; das deutliche aber schwache schleichende Fieber gleich im Anfange,



fange, wird nun anhaltend mit starken Anfällen; die Füße schwellen des Abends etwas an, die Geschwulst verbreitet sich über den Unter- und Oberschenkel, wird endlich allgemein, und alsdenn ist die Krankheit auf ihrer höchsten Stufe.

Ueberhaupt sind die Neger dem Magenweh vielmehr unterworfen als die Weissen, und die letztern werden nur nach einer grossen Krankheit, oder wenn sie Verstopfungen haben, von welchen wir in dieser Abhandlung anfangs gesprochen, davon befallen, auch greift es diejenigen an, bey welchen die Auflösung des Blutes groß ist. Aber gewöhnlich mehr die Weiber als die Männer, und ist meistens eine Folge von Unordnung in der monatlichen Reinigung, die in diesen Klimaten sehr gewöhnlich ist.

Es sind nicht alle Negern einer wie der andere dem Magenweh unterworfen. Es giebt gewisse Nationen, unter denen die man aus Afrika herbeizuführen pflegt, die weit öfterer davon befallen werden als andere. Die Congos zum Beispiel, werden in Cayenne weit mehr von dieser Krankheit geplagt, und sterben gewöhnlich daran. Die Creolen beyderley Geschlechtes sind ihr ebenfalls sehr unterworfen, vorzüglich aber ihre Kinder.

Das Merkmal, welches bey Kindern, bey Mädchen und Congos das Magenweh vor-  
aus

aus anzeigt, ist ein verderbter Geschmack, den sie für Kohlen, Asche, Erde und verschiedene andre Substanzen dieser Art haben. So oft man diesen wunderlichen Geschmack bemerkt; so kann man sicher seyn, daß das Magenweh sich bald einstellen werde, und man darf keine Zeit verlieren um dieser grausamen Krankheit vorzubeugen; und besonders die Mischung der Säfte im Magen, welche die wahre Ursache des verderbten Geschmacks sind, zu ändern.

Wenn ein Einwohner von Cayenne bemerkt, daß einer von ihren Negern, Kind oder Erwachsener, Erde isset; so brauchen sie kein ander Mittel, als daß sie sie stark züchtigen; aber dieses Mittel schlägt selten an; weil sich die meisten von den Negern nur diesem verderbten Geschmack überlassen, wenn sie durch eine unüberwindliche Neigung dazu gebracht werden: Sie sind auch vorsichtig genug ihrer Neigung alsdenn Genüge zu thun, wenn sie von Niemanden gesehen werden. Es wäre weit besser gethan, wenn man suchte die Ursache dieser Krankheit (denn es ist wirklich eine) zu zerstören, indem man sie in ihrem Entstehen beschränkte, so würde man das Uebel, welches darauf folgt, vermeiden.

Um die Mischung der Magensäfte zu verändern, welche allezeit diesen verderbten Geschmack bestimmen, habe ich Brechmittel, abführende Mittel von Zeit zu Zeit wiederholt, den

Ver



Gebrauch einer gelind auflösenden Liane, und endlich sauertilgende Mittel früh nüchtern gegeben, zu Hülfe genommen; ich habe dem Kranken die Früchte und alle Arten von Nahrungsmitteln, die von Natur sauer waren oder werden konnten, sorgfältig untersagt; und diese Mittel sind wohl angeschlagen.

Bei einem großen Theil erwachsener Neger wird das Magenweh durch Kummer und Mühseligkeit, zu welchem sie durch die üble Behandlung von ihren Herren gebracht werden, hervor gebracht; bey andern wird es durch Faulheit und Unreinlichkeit erzeugt. Viele Weiber werden nach ihrem Kindbett, wenn die Reinigung unterdrückt worden, davon befallen. Ich habe Weiber und Männer gesehen, bey welchen die Krankheit von einer großen Menge Würmer, die sich im Magen aufhielten, verursacht wurde: diese letzte Ursache, ist unter den Negern weit gemeiner als man glaubt: endlich ziehen sich eine große Menge Neger aus Afrika diese Krankheit selbst zu, einige in der Absicht, um von der Arbeit befreyt zu werden, andere um sich gar durch den Gebrauch gewisser Pflanzen des Landes (1) ums Leben zu bringen.

Weber:

(1) Es ist erstaunlich wie sehr gewöhnlich diese abscheuliche Neigung zum Selbstmord unter diesen Leuten ist: und besonders unter denen, die man Congos nennt. Sie glauben, daß sie nach ihrem Tode wieder in ihr Land kehren. Dieses Mittel,

Ueberhaupt ist das Magenweh eine sehr schwere Krankheit, welche eine sehr große Anzahl derjenigen, die davon befallen werden, tödter; unterdessen ist die Gefahr um so viel größer, je mehr sie im Anfange ist vernachlässiget worden, und je näher sie ihrer höchsten Stufe ist, welches man an dem wäßrigen Geschwulst des ganzen Körpers erkennt. Der Stand der Auflösung, in welchem sich die Flüssigen befinden, die Erschlaffung und Nüthtigkeit der Festen, sind Hindernisse, die oft sehr schwer zu überwinden sind; und demohngeachtet, hätte nur der Kranke guten Willen, und wahre Begierde geheilt zu werden, Gedult genug, und anhaltende Sorgfalt; so könnte er gerettet werden. Ich habe einige besorget, welche diese Tugenden hatten, und sie wurden vollkommen wieder hergestellt.

Bei denen, die Erde, Kohlen oder andre Substanzen von der Art essen, ist das Magenweh

---

das sie anwenden ist nicht das einzige; einige vergiften sich, andre hängen sich, diese letztern vorzüglich, sind nur zu sehr gemein in Cayenne. Es ist nicht zu läugnen, daß die unmenschliche Behandlung, welche ein Theil der Einwohner gegen diese Fremdlinge ausüben, hinreichend genug sind, sie zur Verzweiflung zu bringen, da diese Unglücklichen kein ander Mittel kennen, sich der barbarischen Behandlung zu entziehen, und die Ketten zu reifen, unter welchen sie schliefen.



weh sehr gefährlich, und die Heilung ist sehr schwer, eben so verhält es sich bey denen, die es sich aus Faulheit oder Unreinlichkeit zugezogen haben. Wo es aber die Folge einer schweren Krankheit ist, oder bey Mädchen und Weibern von unterdrückten Reinigungungen oder von Würmern entstanden ist; so hat man weniger zu befürchten, und ist leicht zu heilen. Endlich ist dasjenige, das sich die Neger zuziehen, in der Absicht sich zu töden, oder krank zu machen, das schlimmste von allen; auch ist es sehr selten, daß man bey ihnen eine Kur ausführen könnte: denn sollte auch die Behandlung einige gute Wirkung äussern; so sorgen sie schon dafür, die Mittel wieder zu brauchen, durch welche sie die Krankheit hervorgebracht haben; so daß man kaum einige Besserung bemerket, und der Kranke fällt in den Zustand, in dem er vorher war, zurück.

Es giebt verschiedene Methoden diese Krankheit zu heilen und jeder so zu sagen hat die seine. Unterdessen bestehen die einzigen Mittel, welche einige Erleichterung zu verschaffen scheinen, und sehr oft das Uebel heben, in auflösenden und abführenden Arzneyen: wovon man die Gaben und Anwendung nach den Umständen verändert. Es ist auch sehr nöthig, daß man mit diesen Mitteln eine entsprechende Lebensordnung verbindet, und so viel Lebensübung empfiehlt als möglich ist. Folgendes ist

der Gang, den man in der Anwendung der Heilmittel befolgen muß. Gleich anfangs muß man die Lebensordnung des Kranken bestimmen; er darf nur leichte und gut zu verdauende Speisen genießen. Die Erfahrung hat es mir unendlich vielmal bestätigt, daß die Speisen aus dem Pflanzereich besonders die mahligen Hülfengerichte in diesem Zustande äußerst schädlich sind. Selbst der Reis, diese so vielen Leuten sonst so gesunde Nahrung, vermehrt die Zufälle dieser Krankheit auf eine besondere Art. Die Speisen, welche den Kranken am besten bekommen, sind frisch's Fleisch und Fische. Man muß auch unter alle ihre Fleischgerichte Pfeffer mischen, und den Kranken verbieten Citron- oder andre Säfte von dieser Art, die man sonst zu brauchen pflegt, zu genießen. Man kann ihnen ein wenig Wein geben: Ueb- raupt sind ihnen alle gegohr- ne Säfte sehr zuträglich. Man lasse sie morgens und abends alle zwö- Stunden zwei Trinkgläser von folgender Zusa- tze trinken.

Man nimmt vom wilden Anil\*), von Kraus- semünze\*\*) und von der Rinde der Wurzel des Corallbaums\*\*\*) jedes eine Handvoll. Man läßt

\*) *Emerus siliquis longissimis et angustissimis Plum.*

\*\*) *Mentha crispa Linn.*

\*\*) *Coralloderon triphyllum americanum spinosum flore ruberrimo Tournesort Inst. X. Herb.*



läßt es in einem großen Topf voll Wasser eine gute Stunde lang kochen, und setzt einige Stücke verrostet Eisen hinzu. Wenn alles gekocht ist, so gießt man es in eine große Flasche, und thut noch Wasser hinzu, und nach Verhältniß der Menge von Eisene eine halbe oder ganze Boueille schlechten Syrup, den man Melasse nennt. Auf sechs Maas Wasser kann man ein Nösel Syrup nehmen. Man läßt alles an einem nicht zu kühlen Orte zweymal vier und zwanzig Stunden ruhig stehen: während dieser Zeit geht eine starke Gährung vor. Der Kranke genießt es nicht eher als nach drey Tagen, und setzt den Gebrauch fort, bis es zu Ende ist, alsdenn sorgt man, daß wieder anders gemacht werde. Ist das Magenweh noch in seinem Anfange, und hat noch nicht so sehr überhand genommen, daß der Kranke noch arbeiten kann; so muß man ihm Geschäfte auftragen, welche, ohne sehr stark zu seyn, ihn in einer mäßigen Bewegung erhalten.

Im Gegentheil, wenn das Uebel schon sehr eingerissen, und der Kranke schwach und bey der geringsten Bewegung Odenlos ist, wenn er über den ganzen Körper aufgeschwollen, und das schlächende Fieber anhaltend geworden ist, so muß man es dabey bewenden lassen, daß er morgens und abends herum gehet, und in dieser Absicht muß er früh aufstehen, und man muß ihn ein wenig weit gehen lassen. Während

der stärksten Hitze des Tages, muß er ruhig zu Hause bleiben, aber man muß ihn hindern, daß er sich nicht niederlege und einschlafe. Nichts ist in dieser Krankheit nachtheiliger, als wenn man immer darnieder liegt; obgleich alle diese Kranken einen sehr starken Hang zum Schlafen haben. Wenn der Krank- anfängt, die Mittel, die allweile angezeigt worden sind, zu brauchen; so muß man von Zeit zu Zeit mit Jalapp, Scamonium und Cornachischen Pulver abführen. Man muß die Zumischung von versüßten Quecksilber sorgfältig vermeiden: die Erfahrung hat es mir sehr vielmal gezeigt, daß dieses Arzneymittel in dem Magenweh schädlich sey.

Es trägt sich oft zu, daß der Gebrauch der Zisane einen beträchtlichen Durchfall erregt, man muß alsdenn viel fürsichtiger mit den abführenden Mitteln seyn, oder gar keine geben, wenn der Durchfall ein wenig anhält, und diese Ausleerung sich selbst überlassen, ohne etwas zu thun weder um sie aufzuhalten oder zu mäßigen. Ich habe beständig bemerket, daß sie dem Kranken allemal zuträglich war.

Wenn aber im Gegentheil nach einiger Zeit fortgesetzten Gebrauche der Mittel gar kein Durchfall erfolgt, so kann man dem Kranken eine eröffnende und abführende Latwerge verschreiben. Unter den eröffnenden Mitteln hat das Eisen allzeit bey diesem Umstande die beste  
Wirk-



Wirkung zu thun geschienen. Sogar begnügten sich einige Leute dem Kranken nichts als Eisenrost zu geben, welchen sie von den Kanonen auf dem Stadtwall, oder jedem andern Eisen, das der Wirkung der Luft ausgesetzt ist, sammeln; und oft hat dieses Verfahren, so einfach als es ist, glücklich angeschlagen.

Die allweile angezeigte Methode ist die einzige, welche bey Kranken, die von Magenweib befallen sind, gute Wirkung geäußert hat, ich habe sie in sehr vielen Fällen mit Erfolg angewendet, besonders wenn die Kranken für sich Last zu ihrer Herstellung hatten, und alles, was ihnen vorgeschrieben war, genau befolgten. Diese Mittel haben gleich guten Erfolg sowohl bey Weisen als bey Schwarzen, bey Kindern und Erwachsenen; doch muß man bemerken, daß ihre Anwendung bestimmte Behandlungen, die sich auf die besondern Umstände beziehen, in welchen sich die verschiedenen Personen befinden. Zum Beyspiel die Weisen, die überhaupt weit zärtlicher sind als die Neger, müssen mehr geschont werden als die letztern, mit den Weibern und Kindern verhält es sich eben so.

Der Stand der Krankheit erfordert auch noch viele Vorsicht; denn im Anfange, das ist, wenn die Zufälle noch nicht sehr heftig sind, und die Kranken noch Kräfte haben; können sie die Wirkung der Mittel weit leichter aus-

halten, als wenn sie schon auf der äußersten Stufe sind, wo die Kräfte fast allzeit erschöpft sind. Man muß sie daher unter diesen letztern Umständen mit vieler Schonung geben, besonders die Tisane, welche den Kranken oft sehr entkräftet. Man muß sie daher nicht so stark machen, man darf sie nicht so stark gähren lassen, und nicht in so großen Gaben reichen. Merkt man, daß der Kranke besser wird, und dieses erkennt man an der Zunge, die etwas röther wird, an der Farbe und Ansehen des Körpers, der seine gelbe Olivenfarbe verliert und schwärzer wird, wenn der Kranke weniger odentloß ist, und der Wassergeschwulst weniger beträchtlich ist: alsdenn kann man etwas thätigere Mittel anwenden, kann man sie öfterer geben: zugleich muß man bedacht seyn, stärkere und länger anhaltende Leibesübungen zu empfehlen.

Diese Mittel setzen die Heilung fast allemal durch, nur muß der Kranke wirklich den Willen haben geheilt zu werden, und die Vorschriften gehörig befolgen. Aber hat man unglücklicher Weise mit bösen Menschen zu thun, die es sich in Kopf gesetzt haben krank zu bleiben oder zu sterben; so mag man alle Sorgfalt anwenden und die Wirkung der Mittel mag noch so gut seyn, und der Kranke fällt immer in seinen Zustand zurück, und erliegt endlich unter seiner Krankheit, könnten auflosende mi-  
nera-



neralische Wasser irgend in einem Fall von einigen Nutzen seyn; so ist es ohne Zweifel in diesen. Man hat Grund zu glauben, daß diejenigen, welche man bey dem Flusse Sinamary entdeckt hat, wovon oben gesprochen worden ist, dieser Krankheit sehr angemessen seyn mögen, weil sie viel Eisentheile enthalten. Jedoch muß man erstlich die Erfahrung den Ausspruch thun lassen, ehe man ihnen eine oder die andere Kraft zuschreibet. Man wird ohne Zweifel alle Gelegenheit benutzen, um ihre Heilkräfte zu bestätigen.

## Abhandlung

### von Krankheiten der Haut.

**E**s giebt kein Klima, wo die Krankheiten der Haut so zahlreich, so gefährlich, und gegen die Hülfsmittel der Kunst so widerspännig wären, als in den heißen Ländern. Die beträchtliche Schärfe, welche in den Säften durch die Hitze des Klima entwickelt wird, die Feuchtigkeit der Luft, die ganz unmäßige Verdampfung durch die Haut, und die Gegenwart verschiedener Fehler in den Säften, sind wahrscheinlich die Ursache davon.

Die Krankheiten der Haut, welche man in Cayenne für die gefährlichsten, für die ausbreitendsten, und am schwersten zu heilen hält, sind

24 Von Chronischen Krankheiten

die Plianen, die rothe Krankheit und die Flechten.

Die Plianen mögen den Gegenstand der folgenden Abhandlung ausmachen, hier wollen wir von der rothen Krankheit und den Flechten sprechen.

Die rothe Krankheit ist wahrsch. inlicher weise die nehmliche schreckliche Krankheit, die man unter den Nahmen *Auffaz* in der Arzneykunde kennt. Der Nahme, den ihr die Schwarzen, und Einwohner von Cayenne gegeben haben, komt daher, weil sie sich allzeit durch rothe Flecken zu erkennen gibt, in welche man Stecknadeln stechen kann, ohne daß der Kranke nur den geringsten Schmerz empfinde. Diese abschœuliche Krankheit, welche alle, die damit behaftet sind, aus der menschlichen Gesellschaft verbanner, ist in Cayenne sehr gemein, besonders unter den Schwarzen, bey welchen sie sich sehr oft auf die Nachkommen fortpflanzt. Ob aber gleich die Weisen dieser Krankheit weniger unterworfen sind, so sind sie doch nicht frey davon. Wir haben seit einiger Zeit nur zu viel Beispiele davon.

Die Kennzeichen, welche die rothe Krankheit zu erkennen geben, sind in sehr großer Anzahl, besonders wenn sie ihren Gipfel erreicht hat; so kann man in ihrer Natur gar nicht mehr irren: aber so verhält es sich nicht, wenn sie in ihrem Anfange ist; denn alsdenn hat sie oft



oft kein anderes Merkmal als ein blofes rothes Fleck, welches sich oft bey sehr schönen Negern und Negerinnen findet, die das gesundeste Ansehen und sich niemals über die geringste üble Empfindung beklagt haben. Die Einwohner von Cayenne und alle Neger, die einen Abscheu vor dieser Krankheit haben, und alle Sachen übertreiben, nehmen gar keinen Anstand, jeden auf dieses einzige Kennzeichen, von der rothen Krankheit angesteckt, zu erklären. Dieses Urtheil ist nicht vernünftig, denn es giebt rothe Flecken von verschiedner Natur und die ganz und gar keine Verwandtschaft mit der Krankheit haben, wovon hier die Rede ist. Unter dessen kann man sie allemal für ein Zeichen dieser Krankheit ansehen, wenn sie nicht deutlich begrenzt, oder nicht lebhaft roth sind, wenn sie sehr ausgebreitet und mit gelblichen Flecken vermischt sind, wenn sie an der Stirn, an den Ohren, auf den Händen, auf den Schultern, den Lenden, Schenkeln und Füßen erscheinen; wenn sie schon lange gestanden haben, und sich immer erweitern: endlich das Zeichen, auf welches man gewissermaßen am meisten rechnen kann, ist die Unempfindlichkeit, welche sie begleitet. Sind im Gegentheile diese Flecken sehr lebhaft roth, und mit einem Kreise von höherer Farbe eingefasst, gewinnt das Mittel, indem sie sich nach allen Seiten verbreiten, die natürliche Farbe der Haut wieder, sind sie mit Empfind-

psindlichkeit und besonders mit einem sehr heftigen Jucken begleitet; so darf man sie für keine Kranzeichen der rothen Krankheit sondern für Zeichen der Flechtenscharfe ansehen.

Wenn der Aussatz der Schwarzen überhand genommen, und seinen Gipfel erreicht hat; so ist es nicht mehr möglich ihn zu verkennen. Die Flecken verbreiten sich über den ganzen Körper, werden sehr schuppig und vollkommen unempfindlich. Das Gesicht wird durch die Dicke der Haut auf den Wangen, auf den Augenbraunen, der Stirn und den Lippen verstellt: oft wird die Nase breit, und innerlich mit Geschwüren und Beinfrass angefüllt: die Ohrläppgen erhalten eine beträchtliche Größe und Dicke; auf dem Rücken der Hände und Füße, die über ihren natürlichen Zustand aufschwellen, entstehen Risse: Endlich ist bey den meisten Kranken der Leib mit Geschwüren und Beinfrass besetzt, die bald hier bald dort aufbrechen; oft verschwären die Zähne an Füßen; gehen in Brand über und fallen von gesunden Theilen ab. Unterdeß finden sich diese Zufälle nicht bey allen aussätzigen Nigern in der nehmlichen Heftigkeit.

Bei den Weissen wird man den Aussatz nicht eher gewahr, als wenn er schon sehr überhand genommen hat, und sich im Gesichte und an den Händen zeigt; denn sie brauchen alle Vorsicht, um ihn zu verhelen: hat er aber seinen



nen Gipfel erreicht, alsdenn ist es nicht mehr möglich, ihn für den Augen der Menschen zu verbergen. Es scheint sogar, daß diese abscheuliche Krankheit sich bey den Weißen besonders und vorzüglich im Gesichte und Händen festsetze; und man kan sie schlechterdings nicht verkennen, wenn man ihre auff-rordentlich dicken Lippen, Wangen, Stirn und Ohren, und den plattgedrückten Rücken der Nase zc. ansieht, der Rücken der Hand und des Fußes, so gar die Finger schwellen sehr auf, und die Haut aller dieser Theile wird blaulich und bleyfärbig. Die Weißen sind unter diesen Umständen fast allemal über den ganzen Leib mit dicken Flecken, oft mit Knoten, zuweilen mit einer Art von beträchtlichen Flechten bedeckt, aber in allen Fällen ist ihre Haut so schuppig, daß sie sich völlig aufzulösen scheint.

Die Ursachen dieser Krankheit scheinen sehr schwer zu erforschen zu seyn, weil sie in diesen Klimaten sehr alt ist, besonders unter den Negern: es scheint, daß sie sich nur durch Anstecken fortpflanze: unterdessen kann man die grobe und unverdauliche Nahrung, welche die meisten Neger geniesen, und die grose Feuchtigkeit des Klima's als entfernte Ursachen ansehen, weil sie die Säfte beträchtlich verdicken, und besonders den gerinnbaren Theil des Blutes (lymphe), welcher der vorzügliche Sitz dieser Krankheit zu seyn scheint.

Beob

Beobachtungen die ich über diese Krankheit angestellt habe, und die Aehnlichkeit, die ich zwischen einigen Erscheinungen derselben mit den Erscheinungen der Plianen und der Liebesfeuche zu finden geglaubt habe, machen es mir glaubwürdig, daß die rothe Krankheit nichts anders ist, als eine ausgewartete Art von einer dieser Schärfen, welche ihre Gestalt und Natur verändert hat. Und in der That, betrachtet man diese drey Krankheiten mit Aufmerksamkeit, so bemerkt man, daß sie alle drey nah verwand sind, und durch nichts, als besondere Veränderungen verschieden sind; so daß es wohl möglich seyn könnte, daß sie alle drey die Wirkung eines und desselben Fehlers wären.

Die venerische Krankheit, welche jedermann kennt, könnte man als den ursprünglichen Zustand dieses Uebels ansehen, ein Zustand, in welchen die Zufälle nicht so heftig, nicht so zahlreich, und am leichtesten zu heben sind. Die Plianen machten den zweyten Zustand desselben aus; wo die Zufälle stärker und zahlreicher, unendlich gefährlicher und schwerer zu heilen sind; endlich würde die rothe Krankheit oder der Aussatz der dritte oder äußerste Zustand dieser Krankheit seyn, in welchen die Zufälle weit böhartiger sind, und den bekannsten Hülfsmitteln äußerst widerstehen.

Die Zufälle bey der venerischen Krankheit haben eine so große Aehnlichkeit mit den Zufällen

len



len der Plianen, daß sehr viele Leute gar keine Schwürigkeit gemacht haben; die zwo Krankheiten zu verwechseln. Es wäre daher leicht möglich, daß das Gift der erstern, wenn es sich selbst überlassen, und durch eine lange Reihe von Zeugungen erneuert wird, durch sein Alter seine Natur verändert hätte, und nun im Stande wäre, die Krankheit, die wir jetzt unter dem Nahmen Plianen kennen, hervorzubringen; und daß endlich das Gift der Plianen ebenfalls durch eine große Anzahl Zeugungen veraltert, stufenweise in den Zustand gelangte, wo es die trocke Krankheit bewirkt.

Die Ursache dieser fortschreitenden Veränderung des venerischen Giftes, in das Gift der Plianen, und dieses letztern in das Gift des Aussages findet sich in der Nachlässigkeit, daß man es in seinem Anfange nicht gründlich behandelt. Ueberdieses w is jedermann, daß die Plianen und der Aussag den Negern besonders eigene Krankheiten sind, von welchen sie in den Niederlassungen in Amerika sind fortgepflanzt worden; auch ist es jedermann bekannt, daß die venerische Krankheit unter diesem Volke allezeit sehr gemein gewesen ist, welches dieselbe niemals anders als mit einigen Pflanzen bestritten hat, die nur im Stande sind, die Zufälle zu mildern; so wie es noch heut zu Tage fast alle unfre Negern in Amerika thun. Dieses Gift, das vielleicht niemals ist zerstöhrt worden, hat sich von Zeugung

gung zu Zeugung erhalten, und durchs Alter die Eigenschaft angenommen, die Plianen zu erzeugen, und diese, die nie anders als mit Scheinmitteln behandelt wurden, brachten die rothe Krankheit hervor. Was noch diese Meinung wahrscheinlich machen kann, ist, daß diese beyden Krankheiten verschiedene Zufälle gemein haben, und oft sind verwechselt worden.

Die Zufälle der venerischen Krankheit, sind desto schwerer zu heben, je mehr sie von einem veralteten und vernachlässigten Gifte verursacht worden, welches sich folglich der Natur des Giftes der Plianen nähert: noch mehr die Zufälle die sich an den Knochen in der venerischen Krankheit ereignen, haben eine sehr große Ähnlichkeit mit den Knochenkrankheiten, die von weniger böhartigen und wiederspänstigen Plianen hervorgebracht werden; so daß der äußerste Grad der venerischen Krankheit, und der erste der Plianen eins und derselbe zu seyn scheinen: und eben so verhält es sich mit dem äußersten Grad der Plianen und dem ersten des Aufszes. Eine auffallende Ähnlichkeit, besonders zwischen den zwey ersten Krankheiten zeigt endlich die Wirkung des Quecksilbers in beyden, und diese Wirkung ist um so viel größer in den Plianen je mehr sie sich dem Zustand des venerischen Giftes zu nähern scheinen, und desto geringer, so wie sie sich davon entfernen und dem Zustande des Aufszes nähern.

Die



Die wenige Kenntniß, die wir von dem Gifte des Aussages haben, verdiente es wohl, daß man Untersuchungen über seine Natur und Wirkungen anstellte; man würde vielleicht eine noch genauere Ähnlichkeit mit den Pueren und der venerischen Krankheit finden, als ich alleweil angezeigt habe. Ich habe während meinem Aufenthalt in Cayenne alles angewendet, um diese Absicht zu erreichen; ich nahm mir vor, mit einer großen Anzahl Arzneimittel, von welchen einige in diesen Krankheiten hätten nützlich seyn können, eigne Versuche zu machen; aber die wenige Folgsamkeit, die ich für meine Untersuchungen fand, nöthigten mich dieses Vorhaben fahren zu lassen.

Die Weißen sind der rothen Krankheit nicht unterworfen, sie müßten sich denn solche zuziehen, entweder durch den Umgang mit Negerrinnen, die mit dieser Krankheit behaftet sind, oder durch mehr oder weniger unmittelbare Berührung, die aber allzeit nöthig sind, denn die Krankheit kann sich durch die Luft allein nicht mittheilen.

Wären die Polizeyanstalten in Cayenne etwas strenger und genauer; so würde diese Krankheit daselbst nicht so gemein seyn. Fast jeder Einwohner hat in seinen Wohnungen Neger, die damit behaftet sind. Die einzige Vorsicht, die man anzuwenden pflegt, besteht darin, daß man den Kranken in kleinen Häusern

besetzt

besorgen läßt, die oft von den Hütten der andern Neger wenig entfernt sind, mit welchen sie allzeit Umgang haben. Und so verbreitet sich die Krankheit, und wird stätig und sie wird fortfahren sich so lange zu erhalten, bis man flügere und wirksamere Maasregeln nehmen wird, um dieses zerstörende Gift zu vertilgen und zu vernichten.

Der Aussatz ist ohne Zweifel eine von den schrecklichsten Krankheiten, womit die Menschen können geplagt werden; unterdessen ist sie nicht die gefährlichste für das Leben. Die tägliche Erfahrung beweiset, daß diejenigen, die damit behaftet sind, unter der Last von Schwachheiten alt werden: Es scheint, daß sie es dabei bewenden läßt, wenn der Kranke seine Tage kraftlos und unglücklich sich durchschleppet. Unterdessen ist sie um so mehr tödlich, wenn sie bey jungen Personen ausbricht, und der Gang der Zufälle rasch und schleunig ist. Die große Anzahl von Fleisch- und Knochengeschwüren, welche sie zu begleiten und oft die zum Leben nöthigen Theile anzugreifen pflegen, machen, daß der Kranke in den jämmerlichsten Umständen stirbt. Wenn sie aber im höhern Alter ausbricht, wenn die Zufälle nur noch und noch erscheinen; so lebt der Kranke gewöhnlicher Weise lange Zeit, und diese Krankheit hindert weder die Eßlust noch den Schlaf.

Es ist ohngefähr zwey Jahr (1774) daß  
ich



Ich in einer Wohnung der Herrn Prepauds eine Negerinn von ohngefähr zwanzig bis zwey und zwanzig Jahren besuchte, sie war fett, und schien die vollkommenste Gesundheit zu genießen. Fast über den ganzen Leib war sie mit rothen und schuppigen Flecken bedeckt. Die Ohrläppgen waren sehr groß und sehr dicke und stark, das Jochbein sehr erhaben, und der Rücken der Nase völlig eingedrückt, die Finger und Zähne voller kleiner Risse und Geschwüre, welche wechselsweise heilten und wieder kamen. In diesem traurigen Zustande hatte diese Negerinn doch einen Neger gefunden, der Muth gemung hatte, sie zur Mutter zu machen, sie stillte, zu der Zeit, als ich sie besuchte, ihr Kind, welches ohngefähr zehn bis zwölf Monate alt seyn mochte, es war fett, und hatte die beste schwarze Farbe ohne die geringste Anzeige dieser Krankheit. Die Negerin war mit zehn bis zwölf andern Negern, die von der nehmlichen Krankheit befallen und wovon die meisten sehr alt waren, in ein altes Haus verwiesen, das man seit einiger Zeit verlassen hatte.

Die rothe Krankheit oder der Ausschlag ist überhaupt genommen, bey den Negern weit schlimmer als bey den Weißen. Es ist sogar selten, daß sie bey den letztern Geschwüre und Knochenfraß hervorbringe, so wie es gemeinlich bey Negern zu geschehen pflegt. Die häufigsten Zufälle, die ich bey Weißen bemerkt habe,

E

be,

be, bestehen bloß darin, daß die Haut an gewissen Stellen beträchtlich dicker wird; daß Flecken von der schuppigen Art entstehen, und daß sich die natürliche Farbe der Haut nach und nach ins violette verwandelt, besonders wenn die Krankheit ihre äußerste Staffel erreicht hat. Die Einwohner, welche aussägige Neger haben, lassen es dabei bewenden, daß sie dieselben in kleine Hütten bringen lassen, die zu der Absicht errichtet werden, wo sie dieselben, so lange sie leben, ernähren. Sie halten es für völlig ausgemacht, daß diese Krankheit unheilbar sey, und machen daher nicht mit dem geringsten Mittel einen Versuch, und eben so verhält es sich mit den damit behafteten Wälfen; so lange sie die Krankheit für den Augen der Menschen verbergen können; so hüten sie sich sehr, davon zu sprechen: erscheint sie aber einmal im Gesichte, und an Händen, und es ist nicht mehr möglich sie zu verbergen; so scheinen sie ganz gleichgültig dabei, und wenden sich niemahls an Aerzte, um einige Erleichterung von ihnen zu erhalten.

Ich habe einige gesehen, die ihre Zuflucht vorzüglich zu Negern nehmen, welche behaupten, Kräuter zu kennen, die im Stande wären, diese Krankheit zu heilen, unterdessen konnten sie, nach dem sie sich sehr langwährenden Behandlung untermworfen hatten, doch keine Erleichterung erhalten. Einige brauchen nichts als

aus



äußerliche Mittel, um nur die Häßlichkeit der Haut zu vertreiben; aber ihre Versuche sind in dieser Krankheit eben so fruchtlos. Das Quecksilber ist in dieser Krankheit sehr nachtheillich, der Gebrauch davon erhöht die Zufälle derselben und macht sie zahlreicher.

Die Flechten sind in heißen Ländern so gemein, daß es eine Seltenheit ist jemanden anzutreffen, der niemals damit wäre befaßt gewesen. Die gewöhnlichsten in diesen Erdstrichen, zum wenigsten in Cayenne, sind die hitzigen Flechten (*vives*.)

Sie fangen gewöhnlich mit kleinen rothen Flecken an, und werden diese nicht gleich Anfangs bestritten; so vermehren sie sich so geschwind, daß sie sich nach aller Richtung verbreiten. Es entstehen unablässig neue, und in kurzen ist der ganze Leib damit bedeckt. Die Flechten sind leicht zu erkennen, und von allen andern Krankheiten zu unterscheiden: die Flecken, die sie hervorbringen, sind roth, und mit kleinen Schuppen bedeckt; in kurzer Zeit werden sie sehr groß, aber so wie sie sich ausbreiten, nimt der Mittelpunct des Flecks die natürliche Farbe der Haut wieder an, so daß das lebhafteste roth nur im Umfange ist, und sich auf die gesunden Theile verbreitet. Endlich ist das unbehagliche Jucken, welches die Flecken verursachen, und das Brennen, das nach dem Kratzen erfolgt,

folgt, das allergewisseste Zeichen dieser Krankheit.

Die Flechten, die ich in Cayenne beobachtet habe, bieten eine besondere Erscheinung dar, welche ich sonst nirgends, als in diesen Erdstrichen gesehen habe, die aber nur bey solchen merklich ist, die sehr viele Flechten haben. Dennoch aber werde ich mit einiger Zurückhaltung davon sprechen, ohnerachtet ich überzeugt bin, daß ich mich von der Wahrheit versichert habe. Ich selbst habe an dem gezweifelt, was ich Anfangs gesehen hatte, und um mich zu überzeugen, mußte sich die Erfahrung mehrmahls vor meinen Augen wieder darstellen.

Ich mag nicht über diese Erscheinung vermütheln und Folgen daraus ziehen. Ich schreibe mich bloß darauf ein, das anzuzeigen, wovon ich Zeuge gewesen bin; nemlich daß alle Flecken von Flechten mit Abnehmen des Mondes abtrocknen, und fast gänzlich mit den Jücken verschwinden, aber im Neu- und Vollmonde mit einer besondern Stärke und Kraft zugleich mit dem Jücken wieder erscheinen. Ich will es gerne glauben, daß der Mond die Ursache dieser Erscheinung nicht ist; aber sie sey welche sie wolle; so ist es gewiß, daß sich die Sache so verhalte.

Die Ursachen der Flechten scheinen in heißen Ländern zahlreich zu seyn. Die Hitze des Erdstrichs, die Feuchtigkeit der Luft, die Beschaffenheit der Nahrungsmittel, die man genießet, die



Die Ausschweifungen von allerley Art, sind eben so viel Umstände, welche die Schärfe der Säfte begünstigen, und dadurch mächtige Ursachen dieser Krankheit werden. Aber die gewöhnlichste und wirksamste, ist die überflüssige Ausleerung durch die Haut, die, wenn sie nur in etwas in den Ausführungsrohren stocken, daselbst eine beträchtliche Schärfe erhalten, die grade zu diese Krankheit hervorbringt. Auch bemerkt man, daß sie fast allzeit an den Stellen ausbricht, wo diese Ausleerung am stärksten ist, z. B. zwischen den Schenkeln in der Gegend der Hoden, unter der Achsel etc.

So sind die Ursachen beschaffen, welche die einfachen und gutartigen Flechten hervorbringen: aber es giebt auch Flechten von einer weit schlimmern Art, welche Venerisches=Plans- und Aussäziges-Gift zur Grundlage haben: sie sind sehr ansteckend. Oft ist eine leichte Berührung eines Negers oder Negerinn, die damit behaftet sind, hinreichend, die Krankheit so gleich zu bekommen: so daß es leicht möglich ist, venerische oder pianische und aussäzige Flechten zu haben, ohne jemals von einer dieser Krankheit befallen gewesen zu seyn; und so kann es ebenfalls mit der Person seyn, von welcher man angesteckt wird.

Diese Flechten haben so ziemlich die nehmlichen Merkmale wie die einfachen Flechten, und ohne das geringste Zeichen des Giftes, von  
wel-

welchem sie abstammen, von sich zu geben, können sie mirgetheilt, auf verschiedene Personen gebracht, und ins Unendliche fortgepflanzt werden, und alle Ursachen, die eben sind angegeben worden, mit einander verbinden. So kann eine Person, die die vollkommenste Gesundheit genießt, Flechten bekommen, die eine Grundlage von dem Fehler, welche das Clima hervorbringt, oder von Venerischen, oder Pians, endlich von Ausschwitzte zur Ursache haben. Die Ausschwitzungen, welche die Weißen mit den Negerinnen begeben, sind ohne Zweifel eine von den vorzüglichsten Ursachen, daß diese Krankheit so oft vorkommt. In der That sind die Weiber, die gegen die Neger mehr zurückhaltend sind, dieser Ansteckung weit seltener ausgesetzt.

Die Flechten begleiten bey den Negern allezeit die Pians, und oft sind sie eine Folge davon, weil wenige Einwohner diese Krankheit gehörig behandeln, und folglich die Ueberbleibsel davon nicht zerlöhren, wie man in folgenden der Abhandlung sehen wird.

Die Flechten haben eben keine gefährliche Folgen, man müßte sie denn mit Gewalt und ohne Vorsicht durch zurücktreibende oder heftig-trockende Mittel heilen wollen, welche, in dem sie, die an die Haut gestreute Schärfe vertreiben, sie nöthigen in das Blut zurückzugehen, und sich oft auf einen innern Theil zu werfen. Die Gefahr dieser Behandlung richtet sich über-

die



Dieses nach der Gutartigkeit oder Böhartigkeit der Flechten, das heißt, wenn gutartige Flechten zurückgetrieben worden sind, so würden sie nach Verhältniß weniger Zufälle hervorbringen, als diejenigen, welche eins von den vorgenannten Giften zur Grundlage haben. Aber die Gefahr würde um so viel größer seyn, je älter und zahlreicher die Flechten sind, denn wären sie neu und von geringem Umfange, so wäre die Gefahr nicht beträchtlich.

Im Gegentheil, wenn die damit behafteten Personen sich eben keine Mühe geben, sich davon zu befreien; so scheint es, daß die Flechten dieselben für sehr vielen Unbequemlichkeiten sicher stellen; ganz gewiß lindern und erleichtern sie die gewöhnlichen Krankheiten des Landes sehr viel, und diejenigen, die Flechten haben, scheinen dem äußern nach eine gute Gesundheit zu genießen. So lang, als die Flechten sich nicht schnell ausbreiten, oder im Gesicht und Händen erscheinen, so tragen sie viele Leute, ohne etwas zu sagen oder zu ihrer Heilung zu thun; aber sobald sie beträchtlich werden, oder beschwerliches Jücken verursachen, oder an Theilen, die man bloß trägt, erscheinen; so sucht man sich davon zu befreien, und Mittel anzuwenden, die oft tödlich werden.

Die Negern wenden eine Menge von solchen Mitteln an, und bedienen sich derselben beständig ohne alle Vorsicht. Es sind Pflanzen,

Die eine etwas reizende Eigenschaft haben, so daß sie den Sitz dieser Hautkrankheit zerstöhren, die Haut so sehr austrocknen, daß die Feuchtigkeits, die sich dahin zu ziehen pflegte, nicht durchkommen kann, und genöthiget wird ins Blut zurückzugehen, wo sie sehr oft, anfänglich nur ganz gelinde Zufälle verursacht. Viele Leute glauben, daß diese Heilung vollkommen sey, da man doch nichts als einen örtlichen Fehler der Haut zerstöhret hat: Das Gift geht in die Säfte zurück, häuft sich daselbst an, und bringe zuweilen, lange Zeit nach der angeblichen Heilung, sehr schwere Zufälle hervor, die man oft nicht mehr auf diese Ursache rechnet, weil man sie aus dem Gesichte verlohren hat, und wovon der Kranke fast allzeit aufgeopfert wird.

Die Anzahl der Zufälle, welche auf diese schlechte Behandlung folgen, mag noch so groß seyn; so bedienen sich dennoch viele Personen noch täglich derselben. Ihre Vorurtheile für diese grundlose Methode sind so stark, daß man sie so gar in königliche Krankenhäuser eingeführt hat \*) Aber man lasse sich nicht irre machen, dergleichen Heilungen werden nur solche Leute einnehmen, die wenig Kenntniß haben, und das

Ver

---

\*) Als ich 1776 im August von dieser Colonie abreiste, war ein Neger, der in dem Krankenhause der Soldaten zu Cayenne mit einem dieser Mittel an mit Flechten Behafteten Versuche machte.



Verderben nicht übersehen, welche die ins Blut getriebne Schärfe dieser Krankheit verursachen muß. Wenn der Schade sich nicht gleich unmittelbar nach diesen falschen Kuren offenbarer, so ist der Kranke nichts desto weniger den größten Gefahren ausgesetzt. Ich habe schon bemerkt, daß die Zufälle oft sehr lange Zeit nachher eingetreten sind. Folgender Fall kann von den traurigen Folgen, welche das durch dergleichen Behandlung zurückgetriebne Gift hervorbringen kann, einen Begriff geben.

Ein Europäer ohngefähr fünf und vierzig Jahr alt kam gegen das Ende des Jahres 1770 nach Cayenne. Er wurde von dem Fieber des Landes gegen den Jänner oder Hornung des folgenden Jahres befallen. Die Anfälle des Fiebers, ob sie gleich heftig waren, wurden von keinen bedenklichen Zufällen begleitet. Die Bäder wurden bey diesem Kranken während den stärksten Anfällen der Krankheit gebraucht: (ich habe schon anderswo die Gefahr dieser Behandlung und die unangenehmen Folgen, die sie hervorzubringen muß, gezeigt, indem man die Maschine erschlaft und die Kräfte vermindert, die doch zur Entwicklung des Krankstoffs so nöthig sind). Die Krankheit endigte sich am funfzehnden Tage durch unvollkommne Krisen, und der Kranke konnte sich sehr schwer erholen. Es blieb ein schleichend Fieber zurück, welches ihn nicht verließ. Ohngefähr vier oder fünf

## 42 Von chronischen Krankheiten.

Monate nachher, da er sich beständig in einer beträchtlichen Entkräftung befand, wurde er fast über und über mit Flechten bedeckt. In dem Augenblick verschwand das schleichende Fieber, und er erholte sich etwas, doch ohne am Fleische zuzunehmen. Er fragte mich wegen seiner neuen Krankheit um Rath, und bezeugte mir das größte Verlangen geheilt zu werden; nach dem ich ihn ausgefragt hatte, stellte ich ihm vor, daß ihm nichts heilsamer seyn könnte, als diese Flechten, aus dem Grunde, weil sie dem Ueberbleibsel von Fiebermaterie, die noch in seinen Säften sey, und während der Zeit der Heilung seines Fiebers nicht hätte ausgeleert werden können, einen Ausgang verschaffen, und folglich riet ich ihm nichts dafür zu thun. Dieser Kranke schien mit meinem Rathe zufrieden zu seyn: er bezog eine kleine Wohnung, wo er ohngefähr zwey Monate sich aufhielt: alsdenn suchte er mich auf, und machte mir neue Vorstellungen, um ihm von seinen Flechten zu heilen. Ich versicherte ihm aufs neue, daß, wo er sie vertreiben würde, er große Gefahr zu befürchten hätte. Seine Gesundheit war immer wankend, aber doch immer besser als vor der Entstehung dieser Krankheit: er verließ mich sehr unzufrieden. Er kam auf seine Wohnung zurück, und dachte immer darauf, wie er sich von seinen Flechten befreien möchte, und entschloß sich, sich den Händen eines Negers zu überlassen. Dieser

ließ



ließ ihn mit einer Salbe reiben, die aus verdickten Saft gewisser Pflanzen zusammengesetzt war; und in weniger als funfzehn Tagen war er von seiner Krankheit befreuet. Vergnügt und zufrieden mit seiner neuen Heilung kam er nach Cayenne, um mich davon zum Zeugen zu haben, und um mir zu beweisen, wie wenig meine Aussprüche sicher wären, da er geheilt sey, und sich wohl befände. Aber diese Gesundheit, worüber er sich so glücklich pries, war nicht von langer Dauer: kurz nachher wurde er hartnäckigen Kopfschmerzen und unordentlichen Fieberanfällen unterworfen, und fiel in die äußerste Auszehrung zurück: endlich wurde er zweeit Monate nach seiner vermeinten Heilung von einem beträchtlichen Durchfall angegriffen. Er blieb mit dieser letzten Krankheit fünf bis sechs Tage in seiner Wohnung, ohne den geringsten Beystand zu haben; er wurde nach Cayenne getragen, wo er den Tag darauf starb.

Ich könnte noch eine Menge ähnlicher Beispiele anführen, wo das Zurücktreiben dieser Flechtenscharfe ähnliche und unendlich viele andre Zufälle verursacht hat: aber sie würden auf die Denkungsart derjenigen doch nicht mehr Eindruck machen, welche für diese Behandlungsart eingenommen sind, und sie allzeit den vernünftigen und heilsamen Rathe sachverständiger Personen vorziehen.

Die Flechten sind in Cayenne sehr schwer zu

zu heilen, besonders wenn sie alt und zahlreich sind. Die bestens befolgte Behandlung thut oft nichts, als die Zufälle etwas zu mildern.

Die Mittel, die mir in den einfachen und gutartigen Flechten die meiste Wirkung zu thun geschienen haben, sind diejenigen, welche die Anlage der Säfte zur Schärfe verändern, und den Fehler, der sie unterhält, zerstören. Sind die Flechten noch nicht alt, und nicht zahlreich, und wollen sich die Personen einer schicklichen Lebensordnung auf eine lange Zeit anhaltend unterwerfen; so kömmt man fast allezeit mit der Heilung zu Stande. Wenn aber die Krankheit alt ist, und die damit behafteten Personen lebhaft und heftig, von einem gallischen und blutreichen Temperament sind, und sich der strengsten Lebensordnung nicht unterwerfen; so ist es sehr schwer eine vollständige Heilung zu bewerkstelligen. Das beste, was solche Personen thun können, um sich von dieser Krankheit zu befreien, und die Zufälle, welche sie verursachen könnten, zu vermeiden, ist, das Klima zu verändern, und nach Europa zu reisen. Oft schlägt dieses Mittel allein, ohne Beyhülfe eines andern an. Es gibt so gar sehr viele Leute, die von einer Menge Flechten, durch die bloße Wirkung der Seeluft während der Ueberfahrt befreyet worden sind, und wenn sie in Europa ankamen, so war keine Spur mehr von dieser Krankheit übrig.

Wenn



Wenn die Flechten von einem der oben beschriebenen Fehlern entstehen, so hat die Veränderung des Klima gewöhnlicher Weise keine Wirkung darauf, sie werden nur etwas schwächer, und ihre Verbreitung viel langsamer. Ich habe verschiedne Leute gesehen, die mit dieser Krankheit von Cayenne nach Frankreich gereiset sind, und sich den langwürigsten und bestens befolgten Behandlungen unterworfen haben, ohne die geringste Erleichterung zu erhalten, ausser daß ihre Flechten weniger empfindlich schienen; aber bey der Zurückkunft nach Amerika, haben diese Krankheiten ihre vorige Stärke wieder angenommen, und haben fortgefahren, sich beträchtlich zu verbreiten.

Was die Flechten betrifft, von welchen man glaubt, daß sie durch einen Fehler des Klima hervorgebracht würden, muß man den Kranken ein sehr mildernde Lebensordnung empfehlen, ihnen frische Pflanzen und säuerliche Früchte verordnen, wenig Fleisch und Fische. Man muß sie warnen, daß sie gesalznes, und geistige Getränke aufs sorgfältigste vermeiden, daß sie sich in Leidenschaften, in Arbeiten des Leibes und des Geistes mäßigen, daß sie alle Gelegenheiten vermeiden, welche den Schweiß und die unmerkliche Ausdünstung vermehren könnten. Man verordne eine Tisane von Krindwurzel \*),

Saus

---

\*) Rumex crispus Linn. *radix minoris* (17)



46 Von chronischen Krankheiten.

Sauerampfer\*), und wilder Cichorie\*\*) gemacht, zu welcher man noch einige Gran Salpeter thut, man lasse den Kranken so viel als nur möglich ist, davon trinken. Früh lasse man sie zwey gute Trinkgläser voll Molken eine und eine halbe Stunde von einander nehmen; endlich verordne man ihnen alle Abende, wenn es seyn kann, ein kaltes Bad, in welchen sie zum wenigsten eine Stunde bleiben müssen. Während dem, daß die Kranken diese Lebensordnung beobachten, muß man ihnen von Zeit zu Zeit ganz gelind abführende Mittel reichen; man gebe ihnen alle Abende bey Schlafengehen, oder des Morgens vor dem Gebrauche der Molken, einen Bissen von funfzehn bis zwanzig Gran Schwefelblumen mit ein wenig Syrup vermischt, und diese Lebensordnung und diese Mittel setze man sehr lange Zeit ohnermüdet fort.

Wenn man nach vier oder fünf Monaten bemerkt, daß die Flechten nicht mehr größer werden, daß das Rücken sehr abgenommen hat; so kann man eine Salbe brauchen, die das örtliche Uebel zerstöhret, und die Flechten austrocknet. Aber man muß äußerst behutsam seyn, und nicht eher zu diesem Mittel greifen, bis man die angezeigten Mittel lange Zeit gebraucht hat.

Durch

\*) *Rumex acetosa* Linn.

\*\*) *Cichorium larybus* Linn.



Durch diese Behandlung ist es möglich, solche Flechten zu heilen, die nur vom Fehler des Klima entstehen, aber um sich einer vollkommenen Heilung zu versichern, ist es nöthig, daß der Kranke diese Lebensordnung noch lange Zeit, nachdem die Krankheit gänzlich verschwunden ist, fortsetze. Ohne diese Vorsicht nehmen die Säfte ihre vorige Schärfe sehr geschwinde wieder an, und die Flechten kommen wieder zum Vorschein wie vorher.

Wenn nach einer gut befolgten und lange Zeit fortgesetzten Behandlung die Flechten nicht abnehmen, so ist es wahrscheinlich, daß sie von einem, von den vorher benannten Giften, unterhalten wird. Als denn ist das einzige Mittel, das im Stande ist, sie zu heilen, das Quecksilber: unterdessen hilft es auch nur in dem Falle, wenn die Flechten vom Venerischen oder nicht sehr schlimmen Piansgifte erzeugt worden sind. Denn unter jeden andern Umständen zeigt die Erfahrung, daß dieses Mittel, wenn es auch mit der größten Sorgfalt angewendet wird, nicht die geringste Wirkung thut.

Wenn die Schärfe der Flechten, von welcher Art sie sey, durch ein unschickliches oder übel angebrachtes Mittel ins Blut ist zurückgetrieben worden; so bewirkt sie beträchtliche Zerrüttungen. Man muß als denn alles anwenden, um sie wieder auf die Haut zu ziehen, und wo dieses nicht möglich ist, muß man dem Kranken Wirtel



tel verordnen, die geschickt sind, die Schärfe zu stumpfen und unwirksam zu machen. Fortgesetzter Genuß süßer Milch anstatt aller Nahrung, scheint mir unter diesen Umständen sehr zuträglich zu seyn, wenn man mildernde Lisanen damit verbindet. Durch diese Mittel könnte man die Wirkung dieses Uebels aufhalten. Das beste Mittel, welches Personen, welche sich in diesem Falle befinden, ergreifen können, (vorzüglich wenn die Flechten völlig verschwunden sind, und sich keine Spur mehr auf der Haut befindet) ist, nach Europa zurück zu gehen. Ich glaube, daß es kein ander Mittel gibt, um den unangenehmen Folgen, womit sie bedrohet sind, auszuweichen.

Wenn die zurückgekehrte Schärfe sich eben auf keinen Theil festgesetzt zu haben scheint, wenn sie nur vorübergehende Unbequemlichkeiten, z. B. Kopfschmerzen, halbseitiges beträchtliches Kopfweh, einige Anfälle vom unordentlichen Fieber verursacht, so ist der Kranke dennoch in großer Gefahr. Diese Schärfe kann von einer Zeit zur andern immer schärfer und wirksamer werden, sich auf einen edlen Theil werfen, und daselbst die schwersten Zufälle erregen. Es ist daher für diejenigen, die sich in dem Fall befinden, eine äußerst wichtige Sache, die genaueste Vorsicht zu brauchen, um dem Unglücke vorzubeugen; das ist, eine sehr mildernde Lebensordnung zu beobachten, und einen künstlichen Abzug



zug zu veranstalten, wodurch ein Theil der Schärfe kann fortgeschafft werden. Dieses letzte Mittel ist ohne Zweifel das schicklichste, die Schärfe zu hindern, daß sie nicht zunehme. Es ist zu bemerken, daß der künstliche Abzug, den man durch ein ägendes Mittel veranstaltet, nicht eben merklich wirken kann, bis die Verschwärung zu Stande gekommen ist. Man muß auch dabey sehen, das Schwären so stark zu unterhalten als man kann, und ist es in dem Zustande, so muß man sich sehr hüten, es zu vermindern oder gar aufzuhalten.

Abhandlung

Von den Pocken.

Die Krankheit, die man unter diesem Namen versteht, ist in Europa vollkommen unbekannt. Sie scheint den Schwarzen, welche in den heißen Erdstrichen von Afrika geböhren werden, eigen zu seyn, und diese haben sie durch ihre Auswanderung in alle Theile von Südamerika gebracht, wo sie jezo vielleicht weit gemeiner ist, als in Afrika selbst.

Es ist erstaunlich, daß man eine Krankheit, die so ausgebreitet ist, und deren Folgen so schrecklich sind, so sehr aus der Acht gelassen hat. Die Behandlung derselben, hat man fast allezeit Leuten ohne Kennniß anvertraut. Aerzte und Wundärzte, die ein gewisses Ansehen haben, un-



30 Von chronischen Krankheiten.

ternehmen sie niemals, und es scheint so gar, daß sie eine Art von Entehrung auf die Cur dieser Krankheit setzten.

Unter dessen ist das harte Schicksal, welches besondere Gesetze den Negern, die in unsre Colonien gebracht werden, bestimmen, kein Grund, ihre Leiden zu verachten, so sind nicht wenigen Menschen, und dieser Titel allein verdient ohne Zweifel unsre Aufmerksamkeit und Mitleiden. Aber ein viel mächtigerer Bewegungsgrund, besonders zu unsern Zeiten, Versuche über die Mittel, diese Krankheit zu heilen, anzustellen, ist, daß die Neger der Reichthum der Einwohner des südlichen Amerika sind. Ihr Arm ist es, der den Acker baut, durch den Reichthümer hervorgebracht werden, die bis nach Europa gehen. Es ist also allerdings der Mühe werth, sich mit den Krankheiten dieser Unglücklichen abzugeben, die ihre ganze Lebenszeit in der härtesten Slaverie zubringen, und von der Natur hervorgebracht zu seyn scheinen, um ohn Unterlaß mit den Lastthieren in die Wette zu arbeiten.

Endlich noch ein Bewegungsgrund, der zum wenigsten eben so stark ist als die vorhergehenden, um Sachverständige Männer aufzufordern, sich mit den Nianen abzugeben, ist, daß dieses Gift täglich scheint zuzunehmen, da es die Weißen, sowohl Europäer als Creolen, angreift. Wirklich sieht man jetzt in Cayenne, welches

er



eine sehr kleine Colonie ist, eine große Anzahl Weiße mit Plianen befallen, und sogar werden verschiedne das Opfer des Vorurtheils, das man gegen diese Krankheit hat. Ist denn nicht zu befürchten, daß, wenn sie ihre vollen Kräfte erhalten haben wird, sie nicht unterlassen wird, sich plötzlich auszubreiten, und ihre Wuth allenthalben, wo Menschen sind, auszuüben? Ist dieses nicht der Gang, den das venerische Gift genommen hat? mit welchem die Plianen die größte Aehnlichkeit haben, wie wir weiterhin sehen werden. Um dieser mörderischen Auswanderung, so viel an mir ist, zuvorzukommen, habe ich mir vorgenommen, die verschiednen Arten von Plianen in dieser Abhandlung zu untersuchen, und die ihnen zukommende Behandlungen bekannt zu machen.

Alle Neger haben das Schicksal, einmal in ihrem Leben die Krankheit auszustehen, wovon hier die Rede ist, und es scheint, als wenn sie den Keim dazu mit auf die Welt brächten, so wie die Europäer zu den Pocken: so daß es eben so selten ist, einen Neger zu sehen, der niemals die Plianen gehabt hätte, als einen Europäer, der nie die Pocken gehabt hat. Und ist es noch wahr, daß, wenn man die letzte Krankheit gehabt hat, man sie nicht weiter befürchten dürfe; so hat man die nehmliche Sicherheit in Rücksicht der Plianen: das ist, ist man einmal damit befaßt gewesen; so ist man gewöhnlicher



Weiße für einen Rückfall gedeckt, besonders wenn man gut behandelt worden ist. Die Plianen erscheinen bey den Negern in jedem Alter in allen Jahreszeiten, und oft ohne daß eine besondere Ursache, dazu Veranlassung gegeben zu haben, scheinet. Ich bemerkte, daß diese Krankheit sehr ansteckend sey, und wenn ein Neger damit befallen war, so theilte er sie den andern, die sie noch nicht gehabt hatten, ziemlich schnell mit, wenn nur eine mehr oder weniger unmittelbare Berührung statt hatte, denn die tägliche Erfahrung beweist, daß die Luft das Fortpflanzungsmittel der Ansteckung nicht ist. Aufmerksame Inwohner lassen, um die Mittheilung zu verhindern, die angesteckten Neger an entfernten Orten besorgen, und hindern, so viel als möglich ist, den Umgang mit Gesunden. Diese Vorsicht ist um so viel nöthiger, weil die Neger selbst keine brauchen, um sich zu verwahren. Ueberdieses lockt die Feuchtigkeit, welche unablässig aus den Geschwüren der Plianen fließt, die Fliegen an, die ihre Füße mit einigen Theilen des Giftes beladen, und nachher auf Theile der gesunden Neger absetzen, und alsdenn entwickelt sich die Krankheit ganz leicht: besonders wenn sie einige Geschwüre oder so gar nur leichtwunde Stellen haben. Denn die Fliegen setzen sich am liebsten an wunde Stellen, und an diesen würckt das Gift in kurzer Zeit, und fängt seine Wirkung an.



wüstung an. Endlich ist der Umgang der Neger mit den Negerinnen die gewöhnlichste und gemeinste Art, wodurch sich die Plianen fortpflanzen.

Ich will mich mit der Beschreibung der Plianen nicht lange aufhalten, sie sind in Amerika so gemein, daß sie jedermann kennt, und es ist selten, daß man sich an den Arzt wendet, um über die Krankheit zu entscheiden. Unterdeß gibt es verschiedene Arten, welche nothwendig unterschieden werden müssen, und die nicht jedermann kennt.

Ueberhaupt erscheinen die Plianen mit Blattern, die gewöhnlicher Weise über den ganzen Körper entstehen, sie sind eine oder zwei Linien über die Fläche der Haut erhaben, und mit einem etwas schwammigen bleichen Fleische bedeckt, aus welchen ein mehr oder weniger dicker Eiter fließet. Zu gleicher Zeit, als die Blattern erscheinen, ist der Kranke sehr oft mit Schmerzen in den Knochen geplagt, fast am ganzen Leibe wird die Haut schuppig, und mit schuppigen trocknen Flechten bedeckt, welche gar keine Feuchtigkeit geben, und die vollkommne Auflösung der Schuppen, die die Oberhaut bilden, verursachen. Der Kranke hat ein sehr beschwerliches Rücken auszustehen, und wird zusehends mager. Wenn aber der Ausbruch der Blattern leicht und häufig vor sich gehet; so verschwinden diese ersten Schmerzen sehr bald; die Flechten



54 Von chronischen Krankheiten.

ten heilen gewöhnlich mit den Blattern ab, und die Haut erlangt ihre erste Gestalt wieder.

Die Dianblattern kommen nicht bey allen Negern so zahlreich heraus. Einige sind über dem ganzen Leibe vom Kopfe bis an die Füße damit bedeckt: einige haben wenigere, und andere haben nur hier und da einige. Obnerachtet diese Blattern ohn Unterschied über dem ganzen Leibe hervorzubrechen; so sind sie doch weit gewöhnlicher an den Geburtstheilen beyderley Geschlechts und um die Gegend des Afters, als an jedem andern Theile. Ich habe so gar eine ziemlich große Anzahl Neger gesehen, die an keinen als an diesen Theilen welche hatten. Auch pflegen mehrere im Gesichte zu erscheinen als an andern Theilen.

Die Größe und Umfang der Dianblattern ist nicht allzeit gleich. Und dieser Unterschied, in Verbindung mit der Gestalt und Farbe, haben verschiedene Arten kennen lernen, die verschiedene Namen haben. Einige sind wirklich sehr ausgebreitet, zuweilen so breit als eine Hand, mit blassen und schwämmigen Fleische bedeckt, aus welchen eine etwas dicke Sauche fließet. Diese Art nennt man fetze Dianen oder weiße Dianen, diese sind die gutartigsten von allen, am leichtesten zu unterscheiden, und zu heilen, und hinterlassen nach der Kur die wenigsten Unbequemlichkeiten.

Die zweite Art begreift diejenigen, wo die Blattern, anstatt breit ausgedehnt zu seyn, wie die



die vorigen, sehr klein sind, man nennt sie Kleine Plianen. Ihre Fläche ist nicht mit so schwämmigen und weißen Fleisch bedeckt als die ersten, und endigen sich gewöhnlich in eine Spitze. Die Feuchtigkeit, die sie von sich geben, ist heller und ägender, die Blattern sind zahlreicher, und die, welche auf den Geburtsgliedern ausbrechen, sind etwas stärker, als die auf andern Theilen, und geben gewöhnlich viel mehr Stier.

Der Ausbruch der Blattern dieser zweiten Art erfolgt anfänglich mit Beschwerde, sie dauern länger, als die erste Art; und sind weit schwerer zu behandeln, und hinterlassen oft beträchtliche Krankheiten, die mit vieler Mühe geheilt werden, besonders wenn der Ausbruch der Blattern nicht vollständig gewesen ist, und wenn man Mittel gebraucht hat, die sie zurücktreiben.

Die dritte Art endlich, werden die rothen Plianen genannt. Die Blattern von dieser sind gemeiniglich rund, nicht so groß als die erste Art, aber weit grösser als die kleinen Plianen. Ihre Fläche ist mehrentheils mit schwämmigen Fleische erhoben, dessen Farbe sich mehr zum rothen, als zum weissen neigt, wovon sie den Namen rothe Plianen haben. Diese Art von Plianen ist ohne Wiederrede die aller schlimmste. Der Ausbruch gehet nur mit Mühe und langsam vor sich, so daß wenn der erste Aus-



Bruch anfängt zu trocknen, noch andre nachkommen, welches lange Zeit so fortgehet. Auch dauern diese Plianen am längsten, besonders wenn sie sich selbst überlassen werden, wie es die meisten Inwohner thun. Die Krankheiten, welche sie hinterlassen, sind ohn Ausnahme weit schlimmer, als die von den andern Arten, und fast allezeit unheilbar, besonders wenn der Ausbruch nicht vollständig gewesen ist, und wenn sie durch ein unüberlegtes Mittel sind gestöhrert worden.

Die ersten Merkmale, welche die Plianen anzeigen, sind kleine Knöpfgen, die ohne Wahl über den ganzen Leib ausbrechen, ihre Spitze, die erst roth ist, wird bald drauf weiß, und läßt eine klare Feuchtigkeit durchschwizen, die nach und nach dicke wird, und sich in eine Jauche verwandelt, endlich bildet sich die Blatter, und breitet sich mehr oder weniger aus, nachdem die Art der Plianen verschieden ist. Ich habe schon gesagt, daß wenn die Plianen, bey welchen die Plianen ausbrechen, ein Geschwür oder bloße leichte Wunde haben, so erscheinen die ersten Blattern allezeit an diesen Stellen: Das Geschwür wird sogleich bößartig, das Fleisch wird schwammig und bleich, der Eiter, den es gab, wird dünne, und wie Jauche: die bestens gewählten örtlichen Mittel, scheinen das Geschwür zu verschlimmern, und wenn man das schwammige Fleisch, womit sie bedeckt sind, wegnimmt;

ward

+ G

so



so erzeugt es sich gar bald von Neuen. Und wenn sie endlich die Gestalt der Pianenblattern angenommen haben, so entstehen auch welche an andern Theilen, und man ist über die Art der Krankheit außer Zweifel.

Sind die ersten Blattern einmal durchgebrochen: so folgen beständig andre nach, bis das ganze Gift erschöpft zu seyn scheint. Als denn fangen die Pianen früher oder später an zu heilen, nach Verhältnis einiger Umstände, von welchen sogleich soll gehandelt werden.

Es ist sehr gewöhnlich, daß eine von den Blattern sehr viel grösser wird, als alle übrigen, daß sie so gar die Gestalt eines Geschwürs annimmt, an statt, wie die andern erhaben zu seyn, wird sie vertieft, und zerfrißt das ganze Gewebe der Haut, sie wird mit faulem Fleisch bedeckt, ohne schwammig zu seyn, und es fließt eine sehr große Menge eiteriger Materie von sehr übler Art daraus. Verbindet man dieses Geschwür mit den gewöhnlichen Mitteln, so wird es verschlimmert, und sehr bößartig.

Die Neeger nennen es *Mama Pians* oder *Pianen-Mucci*, weil sie die größte von allen Blattern und zuerst ausgebrochen ist, so daß sie die andern hervorzubringen und zu unterhalten scheint; und endlich, weil sie nie ganz vergeht, bis die andern vollkommen abgetrocknet sind. Wenn die Pianen in einem Geschwüre angefangen haben; so ist es allzeit in diesem Ge-



schwüre, wo sich die Mutterplane bildet, und ist das Geschwür sehr groß; so behält es seine Größe, und ist es klein; so wird es grösser.

Die Erscheinung dieser Plianenblatter ist sehr wichtig, theils um den Ausbruch der andern zu begünstigen, theils um dem Gifte dieser Krankheit einen Ausgang zu verschaffen, welches einen streyten und häufigen Abzug durch diesen Ort zu haben scheint. Man hat auch schon längstens angemerkt, daß die Mittel, die man auf eine unschickliche Art aufgelegt hat, um das Geschwür zu trocknen, den eiterigen Ausfluß aufhalten, und den Ausbruch der Blattern hindern, und nöthigen die Feuchtigkeit, die schon bereit war durch die Haut zu dringen, wieder ins Blut zurück zu fliesen, wo sie erschreckliche Krankheiten verursacht, die mit vieler Mühe zu heben sind. Ich habe bemerkt, daß der Zeitraum, in welchem die Plianenblattern abheilen, beträchtlich nach Verhältniß einiger Umstände abändert, die wir sogleich untersuchen wollen.

1) Die Plianen, die junge Leute befallen, dauern nicht so lange, als die bey Aelteren; bey Megerinnen trocknen sie eher ab, als bey Megeren; endlich scheinen schwächere und zärtliche Personen leichter davon befreuet zu werden, als stärkere.

2) Diejenigen, die über den ganzen Leib mit Blattern bedeckt sind, haben sie gewöhnlich  
läng



längere Zeit, als diejenigen, die weniger Blatern haben.

3) Die kleinen Plianen heilen viel langsamer als die fetten oder weißen Plianen, und die rothen unendlich langsamer als die kleinen.

4) Von welcher Art die Plianen seyn mögen, sorgt man dafür, daß sie täglich gewaschen werden; daß die damit behafteten Negern arbeiten müssen; daß sie von Zeit zu Zeit mit Quecksilber-Pillen abgeführt werden; daß der Abfluß aus der Mutterpiane befördert wird: so heilen sie unendlich weit eher, als diejenigen, die man der Natur überläßt, und nichts dabey thut.

5) Endlich heilen diejenigen weit geschwin- der, wo man den Ausbruch durch laue Bäder mit erweichenden Kräutern erleichtert, und wo man Arzneyen brauchet, die auf die Haut reiz- ben; als diejenigen, bey denen man gar kein Mittel anwendet.

Nach dem bisher gesagten sieht man, daß es unmöglich ist, eine gewisse Zeit zu bestimmen, in welcher die sich selbst überlassnen Plianen heilen. Unterdessen kann man sie auf achtzehn Monate, zwey, zwey und ein halb Jahr setzen: und dieses ist auch die wahre Dauer aller Plianen, bey welchen man das ihnen angemessne wahre Gegengift nicht anwendet. Ihre Heilung ist alsdenn ein Werk der Natur, die ihren eignen Kräften überlassen ist. Und oft ist sie auch



auch nicht vollkommen; es ist so gar sehr selten, einen ohne Mittel von Plianen Geheilten zu sehen, der von einigen Krankheiten, von den wir gleich sprechen wollen, frey wäre.

Wenn die Pliandlattern wohl abgetrocknet, und die Mutterpiane vollkommen geheilt ist: so scheinen sich die Kranken wohl zu befinden. Unterdessen zeigt die tägliche Erfahrung, daß das Gift nicht völlig zerstöhret ist. Es ist wahr, der Ueberbleibsel treibt keine Blattern mehr aus; die Kranken sind so gar für einen Rückfall sicher, sie mögen mit andern Behafteten umgehen wie sie wollen: aber der Stof der Krankheit würfet immerfort, und in kurzen erzeugt er Krankheiten, die so wohl nach ihrer Natur, als nach ihrer Bösartigkeit verschieden sind.

Um diese Krankheiten nach Grundsätzen zu behandeln, wollen wir sie in zwo Klassen theilen: in der ersten begreifen wir diejenigen, die leicht sind, und gewöhnlich ihren Sitz in der Fußsohle, in der innern Fläche der Hand, und überhaupt auf der Haut haben: in die zweyte Klasse wollen wir diejenigen stellen, die weit bösarziger sind, und die Knochen angreifen.

Die Krankheiten der ersten Klasse sind nicht so gefährlich und so schwer zu behandeln, als die der zweyten Klasse, die Kranken tragen sie leicht. Das Gift, welches sie hervorbringt, ob es gleich von jenen, das die Plianen erzeugt, entstanden ist, scheint dennoch von einer verschiednen Natur

zur



zur zu seyn. Die Menge von Beschwerden, die es verurfsachet, scheinen seine Quelle nicht zu erschöpfen, und wenn man ihm nicht das wahre Gegengift entgegen setzt, welches im Grunde das nehmliche wie gegen die Plianen ist; so dauert es die ganze Lebenszeit hindurch, und machet, daß derjenige, so es in seinen Busen trägt, seit Daseyn kraftlos und mit Schwächlichkeiten erfüllt, dahin schleppt. Diese Krankheiten sind die Kirschgewächse, die Krabben, die Soornhaut (Saouaouas) und die Flechten, welche an verschiedenen Theilen des Körpers ausbrechen.

Die Kirschgewächse sind fleischigte Auswüchse, die an verschiedenen Stellen der Fußsohlen, und oft an den Spizen der Zehe enstehen; sie sind rund, lebhaft roth, und den Kirschchen ziemlich ähnlich, woher sie auch den Namen haben. Das Fleisch, welches sie ausmachet, ist sehr empfindlich, so daß die Neger, die damit behaftet sind, nicht gehen können: oft kommen die Kirschgewächse auch an Händen und Fingerspizen vor; aber nicht so gewöhnlich als an den Füßen\*).

Die Krabben sind Geschwüre, die an der Fußsohle sitzen, in ihrem Mittelpunkte bildet sich ein

\*) Im Jahr 1773 besorgte ich einen Neger, der an der Spitze des Daums an der rechten Hand eine Kirsche hatte beynah zwey Zoll lang: funfs zehn Tage nach dem Gebrauche der Salbetur, fiel sie von selbst ab.



ein kleiner Fleischauswuchs; der aber sehr von den vorher beschriebnen Kr. s. s. e. unterschieden ist. Von diesen Geschwüren läuft eine jauchige Materie sehr häufig ab. Die Kr. abben haben mehrere Wurzeln, die sich nach allen Seiten erstrecken, und von diesen Wurzeln hat man ihnen den Namen gegeben, wegen der Ähnlichkeit, die man mit den Füßen der Krabben zu finden glaubte. Es ist sehr selten, daß nur ein Geschwür vorhanden ist, es sind ihrer fast allezeit mehrere, und sie kommen sehr selten an die Hände.

Die Hornhaut. (Saouaouas) verursacht keine Fleischauswüchse, sondern vielmehr eine beträchtliche Verdickung der Haut an den Fußsohlen, und oft in der flachen Hand, sie erhebt sich in ziemlich groben Stücken wie Schuppen. Die Hornhaut bedeckt gewöhnlich die ganze Fußsohle und die ganze flache Hand. Es läuft keine eiterartige Feuchtigkeit heraus, nur wird die Haut sehr hart und hornartig; und wenn die Füße angegriffen sind, so fühlen die Kranken beim Gehen einen beträchtlichen Schmerz, weil diese verhärtete Haut den empfindlichen Theilen, auf welche die ganze Last des Körpers drückt, widersteht. Werden die Hände und die Finger angegriffen, so macht sie, daß die Hand nicht kann geschlossen werden, und folglich daß man nichts fassen kann. Oft ist die Hornhaut sehr lebhaft roth, und breitet sich weit aus, erreicht sie die  
Stellen,



Stellen, wo keine dicke Haut ist, so ähneln sie den blässigen Flechten.

Die pianischen Flechten, welche an verschiedenen Theilen des Leibes ausbrechen, sind wenig von den einfachen Flechten verschieden. Sie verursachen die nehmlichen Zufälle, und weichen auch leicht auf die nehmlichen äusserlichen Mittel, aber sie kommen bald wieder zum Vorschein, so daß man keine vollständige Heilung, als durch die Salbekur, erhalten kann.

Die Krankheiten der zweyten Klasse, die von einem Ueberbleibsel des *Piangifces* erzeugt werden, greifen die Knochen an. Unterdessen sind diese nicht die einzigen Theile, an welchen das Gift seine Wuth ausläßt. Täglich sieht man Krankheiten daraus entstehen, die dem Anscheine nach, gar kein Verhältniß mit denjenigen haben, welche dieses Gift sonst zu erzeugen pflegt: so daß man sie oft verkennt, und mit einer Menge andren verwechselt<sup>\*)</sup>. Damit man aber nicht in den nehmlichen Irrthum verfalle,

so

\*) Den funfzehnden September 1773 wurde ich ersucht, eine Malatte von 12 Jahren zu besuchen, von der man behauptete, daß sie mit dem *Ruffage* oder *rothen* Krankheit befallen wäre. Sie hatte schuppige Flechten an Füßen, an Händen, die Nase war platt, roth und entzündet: ich entdeckte ein Geschwür im linken Nasenloche, ich befand, daß der untere Theil des Nasenbeins angefressen sey, ich schloß, daß alle diese Beschwerden von pianischen Ueberbleibsel herrührten.



so wollen wir nur diejenigen durchgehen, die man unter den Namen von Knochenkrankheiten kennt.

Die Knochenkrankheit, so wie sie die Einwohner und die Neger nennen, können in vier Stufen abgetheilt werden:

- 1) Die erste ist, wo nur Schmerzen in Knochen und an den Gelenken vorkommen.
- 2) Bey der zweiten kommen auſſer diesen Schmerzen auch noch Knochenauswüchſe an den schwammigen und an den Enden der langen Knochen.
- 3) Bey der dritten nehmen die Knochenauswüchſe alle Theile der Knochen ein, und erweichen sie zu einem solchen Punkte, daß sie mit dem rachitischen Zustand Aehnlichkeit haben.
- 4) Die vierte Stufe ist die traurigſte und beſammernswürdigſte unter allen: zum Glück ist sie sehr ſelten. Die Unglücklichen, die damit beſchaftet ſind, ſind gewöhnlich über den ganzen Leib mit Fleiſch- und Knochengeschwüren bedeckt. Dieſer Zuſtand iſt faſt allezeit eine Folge von den rothen Pocken, welche den Uebergang zu der erſten Stufe des Aufſazes oder rothen Krankheit zu machen ſcheint.

Ich habe geſagt, daß die erſte Stufe in bloßen Schmerzen der Knochen beſtünde, und wirklich iſt in dieſen Theilen kein anderer Fehler:   
und das



Das Gift, das die Schmerzen verursacht, scheint sich nicht fest gesetzt zu haben; denn sie lassen sich bald hier bald da spüren; sie sind nicht anhaltend; sondern kommen nach verschiedenen Zwischenzeiten wieder, und weit heftiger bey feuchtem und Regenwetter als bey trockner Witterung. Die Neger, welche mit solchen Schmerzen befallen sind, bringen einen Theil ihrer Zeit hin, ohne arbeiten zu können, und wenn sie sich viel heftiger empfinden lassen, so sind sie mit einem schwachen schleichenden Fieber begleitet, das die Kranken sehr merklich abzehrt.

Die Auswüchse der schwammigen Knochen, welche die zweyte Stufe bezeichnen, sind gemeinlich sehr schmerzhaft und anhaltend, da die Schmerzen der Knochen, die noch nicht ausgewachsen sind, sehr mäßig und vorübergehend sind.

Ben der dritten Stufe sind die Auswüchse viel dicker, zahlreicher, und nehmen eben so oft die feste als die schwammige Substanz der Knochen ein. In dieser Stufe erweicht das Gift die Knochen, sie krümmen sich, und werden sehr umgestaltet, so wie es bey der englischen Krankheit erfolgt, doch mit dem Unterschiede, daß diese Erweichung nur an gewissen Knochen eintritt. Bey der geringsten Vernachlässigung dieser Auswüchse werden sie mit Geschwüren bedeckt: es fließt beständig eine sehr scharfe Feuchtigkeit häufig heraus, die wahrscheinlich von dem Orte des Auswuchses durchschwitzt. Anfänglich stelle



te ich mir vor, daß diese Geschwüre vom Knochenfraße unterhalten würden, welcher die Zauche liefere, und behandelte einige dem zu Folge. Aber nachdem ich den Knochen entblößt hatte, so fand ich kein Knochenfraß. Endlich um mich zu überzeugen, öfnete ich den Armknochen eines Negers, der an dieser Krankheit gestorben war. Dieser Knochen war lange Zeit her an beyden Enden aufgeschwollen, das untere Ende war immer mit Geschwüren bedeckt, ich fand aber durchaus keine einzige angefressne Stelle. Darauf schnitt ich den Knochen nach der Länge mit der Säge auf: der Kern des Endes, an welchem lange Zeit her mehrere Geschwüre befindlich waren, zeigte mir eine beträchtliche Höhlung, die eine ziemlich durchsichtige, röthliche und sehr stinkende Feuchtigkeit enthielt. Die innerste Knochensubstanz war in einem fauligen Zustande, und hatte keinen Halt mehr; aber die äußere war ziemlich dichte, und schien keine andre Aenderung erlitten zu haben, als den Schwulst.

Die vierte und letzte Stufe endlich der Knochenkrankheiten, ist die, wo der Leib des Kranken mit Fleisch und Knochengeschwüren bedeckt ist. Dieser Zustand, gegen den die Kunst wenig vermag, ist der seltenste. Denn während zwölf Jahren, glaube ich ihn nicht zwölf oder funfzehn mal gesehen zu haben. Die Leichtigkeit mit welcher die meisten dieser Geschwüre heilen, wenn



wenn man sie nur gründlich behandelt, sollte einm glaubend machen, daß sie heilbar wären: Aber kaum ist ein Geschwür geschlossen, so entsteht ein anderes, und dieses gehet so fort: so daß man den Kranken behandeln mag, wie man will, so hat er doch immer gleich viel Geschwüre.

Wenn ein Neger, der von dieser Krankheit ergriffen worden ist, die Sorgfalt hat, seine Geschwüre reinlich zu halten, indem er sie täglich mit einer Brühe vom abgekochten Nombin\*) wäscht; so kann er sein Leben verlängern. Ein Theil dieser Knochen säule, so stark sie auch seyn mögen, heilet in kurzer Zeit, aber allzeit bricht eine andre Stelle dafür auf. Unter diesen Umständen kann man sehen, wie weit sich die Hülfsmittel der Natur erstrecken, wenn sie ihrer eignen Kraft überlassen ist. Ich bin mehr als einmal über die Größe der Splitter die, ohne daß die Kunst etwas dazu beygetragen hätte, aus den Wunden ausgegangen sind, und über die schnelle Heilung derselben, erstaunt.

Die Pianen, welche die Weissen befallen, sind von denen der Neger nicht verschieden. Nur habe ich überhaupt bemerkt: daß die ersten weniger Blattern haben, und daß sie fast allezeit von der weissen, zuweilen, aber sehr selten

E 2

\*) Spondias lutea Linn. ein großer Baum, dessen Früchte den Pfauem ähnlich sind: man bedient sich der Blätter, die eine reinigende Kraft haben.



ten, von der kleinen Art waren. Die Folgen dieser Krankheit, sind nicht weniger zu fürchten, als bey den Schwarzen, und nur die letzte Stufe der Knochenkrankheit ist es, die ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, bey Weißen zu bemerken. Es ist wahr, die Anzahl von solchen, die Plianen haben, ist nicht beträchtlich, hingegen sind die Schmerzen in Knochen und Gelenken sehr gewöhnlich bey ihnen: auch sind sie der zweyten und dritten Stufe, von Knochenkrankheit, unterworfen, wie ich dieses durch Beobachtungen beweisen werde, wenn von der Behandlung dieser Krankheit die Rede seyn wird.

Fast alle Weißen bekommen die Plianen durch den Umgang mit Negerinnen, die oft mit dieser Krankheit angesteckt sind, ohne daß man es gewahr wird. Es ist schon hinreichend, wenn sie nur einige Blattern in der Gegend der Geburtscheile haben, diese Krankheit eben so wie die Venerische fortzupflanzen, mit welcher sie viel Aehnlichkeit hat, wie ich schon in der vorhergehenden Abhandlung gezeigt habe, und wie man dieses aus der Zergliederung der Krankheit, die ich vorgelegt habe, einsehen kann. Die Behandlung, die ich jetzt vortragen will, wird einen neuen Beweis geben, wie verwandt diese Krankheiten unter einander sind.

Die Plianen pflanzen sich auch auf die Weißen durch kleine Geschwüre der Leisten fort, wenn sie sie bey der Annäherung eines plianischen Neger



Neger nicht sorgfältig bedecken. Eine Fliege, die sich auf einer Pianblatter aufgehalten hat, kann sich auf das Geschwür des Weißen setzen, und daselbst das Piangift absetzen. Als denn entwickelt sich die Krankheit sogleich auf derselben Stelle. Die Kinder können diese Krankheit von Negerkindern bekommen, weil man nicht sorgfältig genug ist, den Umgang mit ihnen zu verhindern.

Außer den Weißen können auch die Eingebornen des Landes angesteckt werden, denn sie sind derselben nicht mehr ausgesetzt als wir. Die Pianen stecken auch noch fast alle Hausthiere an, und wenn diese Krankheit die Hüner, die Puter und die Enten ergreift, so verbreitet sie sich so schnell durch die ganze Heerde; daß man genöthiget ist alles zu schlachten, um ihr Grenzen zu setzen. Die Hunde von allen Arten sind ihr ebenfalls ausgesetzt; aber was mir ganz besonders bey diesen Thieren geschienen hat, ist, daß sie Zufälle bekommen, die mit der venerischen Krankheit viel Aehnlichkeit haben. Ich habe einen Einwohner gesehen, der einen schönen Dachshund hatte, den er mehrmalen von dieser Krankheit mit der Quecksilber- Panace heilte.

Behandlung der Pianen.

Die Einwohner von Cayenne zweifeln so sehr daran, daß das Piangift durch irgend ein Mittel könne zerstöhret werden, daß sie ihre davon angesteckten Sklaven der Hülfe der Natur



allein überlassen. Ohne Zweifel ist dieses Vorurtheil, das dem Vo theil der Besitzer sehr nachtheilig ist, die Ursache, daß man eine solche Menge von gebrechlichen Negern sieht, die nicht im Stande sind einigen Dienst zu leisten. Diese Unglücklichen schleppen sich durchaus mit einem schwächlichen Leben welches sie reizt ihr Daseyn zu verfluchen und den Tod, das einzige Ende ihrer Leiden, zu wünschen.

Wenn die Pianen bey einem Neger ausbrechen; so pflegt man ihn an einem von den andern etwas entfernten Orte besorgen zu lassen, damit die Krankheit nicht die übrigen anstecke. Die Einwohner, die viele Neger haben, und ihren Haushalt mit Ordnung treiben, haben gemeinlich eine große Hütte, ein wenig von der ordentlichen Wohnung entfernt, in welche sie alle pianische Neger zusammen bringen. Hier lassen sie dieselben, ohne sich um ein Mittel sie zu heilen, zu bekümmern, und warten es geduldig ab, bis die Natur die Heilung bewürkt hat. Ohngefähr nach achtzehn Monaten, zwey, oder zwey und einem halben Jahre, wenn die Pianen verschwunden sind, das heißt, wenn die Blattern alle abgetrocknet sind, und wenn der Neger über keine Empfindung mehr klagt, läßt man sie in die Werkstatt zurück bringen, und man denkt nicht weiter an sie, als bis sie eine von den Krankheiten klagen, wovon ich gesagt habe, daß sie eine Folge der Pianen wären.

Dies



Dieses ist die Art wie die Einwohner von Cayenne mit ihren von Plianen angesteckten Neßern verfahren.

Unterdessen ist es gewiß, wenn sie nicht so fest auf dem Vorurtheile, von der vorgebliehen Unmöglichkeit, diese Krankheit zu heilen, bestünden, sie würden sich viel besser dabey befinden. Denn ganz sicher würde man den abscheulichen Unordnungen zuvorkommen, welche die Ueberschleissel dieser sich selbst überlassnen Krankheit, allezeit hervorbringen, wenn man das Quecksilber brauchte, welches das wahre Heilmittel der Plianen ist. Ich glaube behaupten zu können, daß es in dieser Krankheit eben so wirksam ist, als in der venerischen Krankheit.

Alle Einwohner, nicht allein von Cayenne sondern auch von ganz Südamerika wissen, daß dieses Mittel den größten Theil der Zufälle, die eine Folge der Plianen sind, heilet, besonders diejenigen, welche das Gift hervorbringt, indem es sich auf die Haut wirft. In diesen Krankheiten machen sie gar keine Schwierigkeit, es selbst anzuwenden, oder es durch Kunstverständige anwenden zu lassen. Aber ganz anders ist es die ganze Zeit, wo noch Blattern vorhanden sind, sie glauben, daß alsdenn das Quecksilber Schaden thue\*). Aber ich werde in dieser Abhand-

E 4

hand-

\*) Die Engländer auf Barbados brauchen in diesem Zeitpunkte die Speichelskur und andre Mittel

72 Von Chronischen Krankheiten:

Handlung beweisen, daß das Quecksilber, wenn es gut angewendet wird, nicht allein die Folgen der Plianen; sondern auch die Plianen selbst heile. Die Heilart, die ich anzeigen will, würde den Einwohnern zum wenigsten achtzehn Monate Arbeit von jedem Neger erwerben, und diese Arbeit verliert man allezeit, wenn man sie bloß den Kräften der Natur überläßt.

Die Heilart der Plianen muß nothwendig in zwei Arten getheilt werden. Die erste begreift die Behandlung der eigentlichen Plianen; die zweite die Behandlung der Krankheiten, die eine Folge davon sind. Obgleich diese beiden Methoden in der Anwendung des Quecksilbers bestehen; so ist es doch gewiß, daß die Verschiedenheit der Umstände einen sehr großen Unterschied in der Anwendung dieses Mittels erfordern. Die Erfahrung lehrt sogar, daß der Erfolg beständig von der Verschiedenheit der Behandlung, in Beziehung auf die Verschiedenheit der Krankheiten abhängt. Ehe ich die besondern Methoden beschreibe, ist es nöthig, daß ich einige Vorsichtsregeln bekant mache, die der Gebrauch des Quecksilbers in heißen Ländern erfordert.

Ich werde mich in die verschiedenen Arten, das Quecksilber zu brauchen, nicht besonders einlassen.

---

von Quecksilber. S. Hillary Beobachtungen 16.  
auf Barbados Seit. 408. 16.



lassen. Ich werde es dabey bewenden lassen, zu sagen, daß das Einreiben des Quecksilbers zu allen Zeiten einen Vorzug vor allen andern Arzten gehabt hat: der Vortheil dieser Methode ist in allen Ländern anerkannt worden, und folglich auch in heißen Ländern. Aber die Erfahrung zeigt die Nothwendigkeit, daß man in den heißen Ländern Vorichtsregeln beobachten müsse, die in gemäßigten oder kalten Gerichten unnöthig so gar gefährlich seyn können. Hier sind diese Vorichtsregeln, die ich glaubte anzugeben müssen, und zu wissen, sehr nöthig sind, wenn man das Mittel besonders bey Weissem anwenden will.

1) Es ist nothwendig, daß die Salbe mit ganz frischem Fett und in geringer Menge gemacht werde, damit sie nicht Zeit gewinne ranzig zu werden. Ohne diese Vorsicht, nimmt sie in kurzer Zeit eine so starke Schärfe an, daß alle mit Salbe geriebne Stellen sogleich mit kleinen Blattern bedeckt werden, die ein sehr beschwerliches Jücken verursachen. Diese kleine Unbequemlichkeit entsethet oft, obgleich das Fett ganz frisch ist, weil die Feuchtigkeit der unmerklichen Ausdünstung und des Schweißes, die in den durch die Salbe verstopften Schweißlöchern stockt, so scharf wird, daß sie die kleinen Blattern, wovon hier die Rede ist, hervorbringt.

2) So nöthig als es ist, sich während der Salbezeit nicht zu waschen, so schwer ist es in

heissen Ländern die Bäder zu entbehren. In der That verursacht die Salbe, die nach dem Einreiben auf der Haut übrig bleibt, Zufälle, nicht allein durch ihre Schärfe; sondern auch indem sie die Schweißlöcher verstopft, und die Ausdünstung, die in diesem Klima sehr stark ist, unterdrückt. Ueberdieses nimmt die Wäsche, die man einige Zeit behält, einen so unangenehmen Geruch an, daß es nicht möglich ist, in einem Klima, wo die Keinalichkeit zur Gesundheit so nöthig ist, es auszuhalten.

3) Ist es nöthig zu wissen, daß das Quecksilber sich wenig im Blute aufhält, d. i. es verdunstet weit geschwinder in diesem brennenden Klima, als in gemäßigten oder kalten: weil die Ausdünstungen der Haut, die viel stärker sind, ihn sehr schnell mit fortführen. Auch muß man zur gewöhnlichen Behandlung mehr Quecksilber haben, öfterer einreiben, und längere Zeit zubringen als in Europa.

4) Obgleich das Quecksilber sich nicht lange im Blute aufhält; so bringt es dennoch sehr schwere Zufälle vor, besonders im Anfange: seine erste Wirkung äusert es im Munde, erzeugt daselbst ansehnliche Geschwüre und häufigen Speichel, den man nur mit Mühe mässigen kann. Unter diesen Umständen kann man nur kleine Salbungen und weit aus einander gesetzt veranstalten. Ist der Zeitraum, welchem Leute von wenig Kenntniß für die Kur bestimmt haben,  
vor;



vorüber, und haben sich die Zufälle der Krankheit nach den ersten Tagen des Speichelflusses etwas gelegt; so scheint der Kranke geheilt zu seyn, ohne daß er es in der That ist. Und einige Zeit nachher, erscheinen die Zufälle wieder, und oft mit größerer Heftigkeit, als zuvor.

5) Zu Folge dem, was ich erstlich gesagt habe, ist es gewiß, und die Erfahrung bestärket es täglich, daß die Methode, wobey man den Speichelfluß verhütet, den Vorzug für der andern verdienet. Um sie aber mit Erfolg anzuwenden, muß man im Anfange nur kleine Salbungen geben, um das Quecksilber zu hindern, daß es nicht im Mund würke, und damit man nicht nöthig habe den Kranken so oft abzuführen, wie man es bey dieser Methode zu thun pflegt, welches auch eine Hinderniß der Heilung ist.

6. Wenn endlich der ganze Körper des Kranken mit schwärenden Blattern bedeckt ist; so ist es durchaus unmöglich Salbung zu veranstalten. Unter diesen Umständen ist es nöthig, daß man zu einer ganz besondern Methode schreite, welche darinnen besteht, daß man innerlich Präparate von Quecksilber giebt, damit die Blattern vergehen, welches gemeinlich in achtzehn bis zwanzig Tagen erfolgt; und sind sie nun abgetrocknet, so befolget man die Methode, die die Erfahrung als wirksam erklärt hat.

Der innere Gebrauch der Quecksilberpräparate, um die Meger in die Kur zu nehmen, ist

sehr

sehr gewöhnlich, aber selten gelingt er. Ich habe wie andere in dem nehmlichen Wahn gestanden, ich habe es mit der größten Vorsicht gebraucht, aber den wenigen Vortheil, den ich davon erhielt, machte, daß ich andre Versuche anstellte, die einen glücklichern Erfolg hatten.

Die Speichellur darf weder bey Negern noch bey Weißen eher angebracht werden, bis sich die Plianen zeigen. Die Erfahrung zeigt, daß das Quecksilber diese Krankheit nicht gänzlich heilt, als bis der Ausbruch vollkommen geschehen ist\*). Alsdenn wenn die Plianen sich zeigen, so ist das erste, was<sup>6</sup> geschehen muß, den Ausbruch zu unterstützen, und ihn so vollständig zu machen als möglich ist, ehe man einen Gebrauch vom Quecksilberpräparat machen kann. Die Mittel, die mir am besten angeschlagen haben, machen einen Theil der Behandlung aus, die ich verschiedene Jahre befolgt habe: Die Einwohner, die ihre angestekten Neger meiner Sorge anvertrauet haben, sind von ihrer Güte überzeugt worden. Unterdessen muß ich gestehen, daß unter der großen Anzahl derer, die ich besorgt habe, sich einige finden, die nicht vollkommen sind hergestellt worden. Aber wo ist der Arzt oder Wundarzt, der, wenn er viele venerische Krankheiten zu besorgen hat, sich schmeicheln kann,

\*) Siehe Hillarys Beobachtungen über die Krankheiten auf Barbados 402. 16.



kann, nie eine Fehlkur gethan zu haben. Uebers dieses ist es weit schwerer einen Neger, als einen Weißen, aus dem Grunde zu heilen, weil die erstern sich einbilden, daß ihnen das Quacksilber schade, und daher alles anwenden, die Wirkung davon zu verhindern, man mag auf ihr Betragen so aufmerksam seyn als man will.

Um den Ausbruch der Blattern zu erleichtern, muß man, so bald die Pocken erscheinen, Sorge tragen, den Kranken so reinlich zu halten, als es möglich ist. Man lasse die Neger fort arbeiten wie vorher, besonders im Anfange, so lange bis die Blattern, die an Händen und Füßen ausbrechen, sie hindern, zu gehen, und ihr Geräthe in die Faust zu nehmen. Man hat von je her bemerkt, daß die Leibesbewegung, den Ausbruch unterstützt. Man verordne den Weißen eine mehr oder weniger gemäsigte Bewegung, man lasse sie alle Morgen ein lautes Bad brauchen, man lasse beide eine Zissane trinken, die mit Sarsaparille und ein wenig rohen Spießglas bereitet ist. Man lasse sie alle Abend bey Schlafengehen einen Bissen nehmen, der aus achtzehn Gran Schwefelblumen, und aus einer hinreichenden Menge guten Theeriac gemischt ist. Man setze diese Mittel einen Monat, oder sechs Wochen fort, in welchem Zeitraum der Ausbruch gewöhnlicher Masen beendet ist, besonders wenn es die fetten oder weißen Pocken sind. Die rothen und die kleineren Pocken



Pianen bringen mehrentheils mit ihrem Ausbruch mehrere Zeit zu, und alsdenn muß man die Mittel längere Zeit fortsetzen: das ist, so lange bis man sieht, daß keine Blattern mehr ausbrechen. Alsdenn bringt man den Kranken an einen geschlossnen Ort, der aber nicht zu heiß seyn darf. Denn es ist ein sehr grober Irrthum, wenn man glaubt, daß man diejenigen, die die Speichellur aushalten sollen, in eine Art dazu eingerichteten Oren einstecken müsse, wo diese Unglücklichen kaum athmen können, und beständig vom Schweiße riesen. Diese erzwungene Ausleerungen führen das Quecksilber, so wie es in das Blut gebracht ist, wieder fort, und die Kranken werden selten geheilt. Es ist sehr schwer diesen Gebrauch, der sich durch eine Gedankenlose Gewohnheit, die auf gar keinen Grundsätzen beruhet, forcpflanzt, durch vernünftige Vorstellungen abzuschaffen.

Die Kranken, in ihrem Behältniß eingeschlossen, fahren fort die schweißtreibende Tisane zu trinken, und den Bissen aus Schwefelblumen und Theriak, zu welchem man noch sechs Gran versüßtes Quecksilber setzt, zu nehmen. Dieses letztere Mittel würckt mehr oder weniger geschwind, je nachdem die Kranken mehr oder weniger empfindlich sind. Bey einigen lassen sich die ersten Wirkungen nach zehn bis zwölf Tagen durch einen geringen Speichelfluß und das Abfallen der Blattern spüren: Bey andern



den kommt die Wirkung viel später: als denn muß man die Gaben vom versüßten Quecksilber alle Abende um zween Gran vergrößern; bis ein gelinder Speichelfluß erfolgt, und die Blattern abtrocknen.

Man findet oft, besonders unter den Negern, Temperamente, die so wenig für das Quecksilber empfindlich sind, daß man sehr starke Gaben reichen kann. Ich habe ihn alle Wochen einen ganzen Monat hindurch bis vier und zwanzig Gran nehmen lassen, ohne nur einen Knoten im Munde hervorbringen zu können, ohnerachtet diese Kranken sehr verstopft waren. Ich habe bemerkt, daß die pianischen Zufälle bey allen Personen sehr schwer vergiengen, wenn das Quecksilber keine Wirkung auf sie äußerte; aber im Gegentheil habe ich mich überzeugt, daß ihre Genesung, obgleich langsam, doch aber weit sicherer erfolgte. Hat man es dahin gebracht, daß eine kleine Entzündung im Munde, mit einem leichten Speichelfluß bewürkt worden ist; so sucht man ihn in demselben Zustande zu erhalten, und in dieser Absicht, gibt man nur alle zween oder drey Tage nach Beschaffenheit der Umstände einen Bissen. Alsdenn trocknen und verschwinden die Blattern vor den Augen: nach fünf und zwanzig Tagen ist keine mehr übrig, und der Kranke scheint geheilt zu seyn. Diese anscheinende Genesung hat vermüthlich diejenigen verführt, die zuerst das Quecksilber gegen die



die Plianen gebraucht haben, und verführt noch heut zu Tage eine Menge Leute, die nicht gehörige Kenntniß haben. Und dieser Irrthum ist es ohne Zweifel, der das Vorurtheil, als wenn das Quecksilber diese Krankheit nicht heben könnte, erzeugt hat.

Wenn alle Blattern abgetrocknet sind, und keine mehr auf dem Leibe mehr übrig ist, so gibt man den Bissen nicht mehr, und fängt nun an das Quecksilber einzureiben, womit man fortfährt, ohne auf das Quecksilber, das der Kranke schon genommen hat Rücksicht zu nehmen. Man fängt mit einem Quentgen Salbe an, die mit doppelt so viel Fett gemacht ist, und vermehret unvermerkt die Gabe, man setzt das Einreiben weniger oder mehrere Zeit aus, nachdem das Quecksilber langsamer oder geschwinder auf den Mund wirkt, und man muß sich Mühe geben, einen leichten Speichelfluß zu erhalten, ohne daß man genöthiget werde abzuführen.

Jedermann weiß es, daß man das Einreiben an den Schienen anfängt, und darauf nach und nach zu den Schenkeln, dem Gesäße, den Lenden, den Rücken und endlich zu den Armen fortrückt, und daß man darauf wieder von den Schienen anfängt, und so fort rückt. Gemeinlich ist es nöthig, den Mund und den leichten Speichelfluß in dem nehmlichen Zustande, wie ich oben angezeigt habe, funfzig zuweilen sechzig Tage lang zu erhalten. Die Menge des Quecksilbers,



silbers, die man während dieser Zeit anwenden muß, so wie die Anzahl der nöthigen Salbungen sind nach Verhältniß der Natur des Leumpraments und der Krankheit unendlich verschieden.

Ein nur gelinder Speichelfluß hat mir zu einer gründlichen Kur der Plianen nöthig erschienen: ist diese Ausleerung zu stark; so bringt sie selten eine vollständige Genesung zu Stande: Ohne Zweifel weil das Quecksilber durch diese Ausleerung wieder abgeführt wird, und nicht lange Zeit genug in den Säften verweilet, um das Gift, wovon die Rede ist, zu zerstören, zu stümpfen, oder vielleicht zu sättigen.

Fast alle Einwohner besorgen die Speichelfur an ihren Negern selbst, und es ist selten, daß sie einen heilen. Sie verstehen nicht das Quecksilber zu behandeln, und verursachen gleich Anfangs starken und anhaltenden Speichelfluß, welcher mehrere neue Salbungen anzubringen verhindert. Die Zufälle verschwinden, man glaubt der Neger sey geheilt, und er ist es nicht.

Wenn die Personen, die man an Plianen zu behandeln hat, diese Krankheit schon lange Zeit her gehabt haben, wenn der Ausbruch vollständig ist, wenn man gewahr wird, daß einige Blattern anfangen zu trocken; so ist die Behandlung dieselbe, nur braucht man keine Schwefelbissen zu geben. Man fange alsdenn an, das versüßte Quecksilber mit ein wenig Theriak zu  
F
ge:



ben, um die Blattern zu vertreiben, hierauf lasse man das Quecksilber auf die Art, wie ich angezeigt habe, einreiben.

Das Geschwür, welches man *Mutterpiane* nennt, erfordert oft seine eigne Behandlung: man muß es sorgfältig und oft mit einer Brüß von *Mombin*, in welcher man ein wenig Honig des Landes auflöst, waschen. Wenn dieser Sorgfalt ohngeachtet die Vereiterung bößartig wäre, wenn wildes Fleisch darinne befindlich ist; so müßte man eine dünne Lage eines Aekmittels auflegen, um es auszubeißen, und ist der Schorf abgefallen; so muß man die Wunde mit bloßen *Digestiv* verbinden, um die Eiterung zu erleichtern. Wenn dieses Geschwüre auf einem knöchigten Theile befindlich und mit Knochenfraß verbunden wäre, welches sehr oft geschieht; so müßte man sogleich die Knochenfäule nach den Regeln der Kunst behandeln, und ist diese gehoben, so heilt das Geschwür geschwinde zu.

Diese Behandlung schießt sich für alle *Pianen*, aber die kleinen und rothen *Pianen* erfordern noch, daß es noch länger als bey den weißen fortgesetzt werde, denn die rothen sind am allerwiderrspänstigsten.

Wenn endlich die *Pianen*, von welcher Art sie seyn mögen, sich selbst überlassen worden sind, und man gar nichts für sie gethan hat, so erzeugen sie die große Anzahl von Zufällen, die ich unter dem Namen Ueberbleibsel der *Pianen*

be-



Beschrieben habe. Das Quecksilber ist ohne Zweifel das einzige Mittel, das man ihnen entgegen setzen kann: aber diese Krankheiten erfordern, daß man ihn mit vieler Vorsicht anwende, und daß der Gebrauch weit längere Zeit fortgesetzt werde, als in dem Falle, wovon ich jetzt gesprochen habe.

Ich habe die Krankheiten, die von einem Ueberbleibsel der Pranea erzeugt werden, in zwei Klassen eingetheilt. In die erste habe ich diejenigen gebracht, die sehr gemein, am wenigsten gefährlich, und am leichtesten zu heilen sind, und ihren Sitz in der Haut haben. Die meisten Einwohner lassen, um sie zu heilen, es bey einer bloß verlichen Behandlung bewenden: für die Hornhaut (Saouaouas) und Flechten brauchen sie sogleich trocknende Salben und Pflanzen aus dem Lande, die die Eigenschaft haben, sie zu vertreiben. Die Rischgewächse und Krabben heizen sie mit Aegmitteln weg (ich habe im ersten Bande angezeigt, welche am besten dazu geschickt sind): diese Mittel geben alle für einige Zeit Hülfen, und vertreiben diese Krankheiten; aber da das Gift, welches sie hervorbringt, im Blute bleibt; so bricht die Krankheit an andern Orten wieder durch; so daß man früher oder später genöthiger ist, das Quecksilber

\*) Siehe diese Uebersetzung Theil I, Seite 96. und folgende.



zu Hülfe zu nehmen, welches sie aus dem Grunde und ein für allemal heilet.

Die Art das Quecksilber in diesen Krankheiten anzuwenden, darf von der, die erstlich angegeben ist, nicht verschieden seyn. Das ist, man fängt allezeit damit an, einen gelinden Speichelfluß durchs Einreiben zu erwecken, ohne das versüßte Quecksilber zu geben. Man unterhalte darauf den Speichelfluß, so lange als man kann, in dem nehmlichen Zustande zum wenigsten sechzig Tage lang, nach welcher Zeit diese Krankheiten meistens gut geheilet sind, welches selten vor diesem Zeitpunkt zutrifft, ob sie gleich schon den zwanzigsten oder dreyßigsten Tag der Anwendung des Quecksilbers verschwinden, denn diese Genesung ist alsdenn nur scheinbar.

Die Krankheiten der zweyten Klasse, oder diejenigen, wo das Gift sich fast gänzlich auf die Knochen wirft, wovon sie auch den Namen Knochenkrankheiten haben, haben ihre vier verschiedene Abstufungen. Ich will nun die Heilmittel angeben, die jeder von ihnen angemessen ist.

Die Schmerzen in den Knochen, und besonders in den Gelenken machen die erste Stufe aus. Diese Schmerzen vermehren sich beträchtlich, wenn sich das Wetter ändert, und besonders wenn die Regen wieder kommen. Die Speichelfur ist ihnen ohne Zweifel zuträglich: aber ist je ein Fall, wo die Anwendung des Quecksilbers Aufmerksamkeit und Sorgfalt er-

for



fordert; so ist es ohne Widerrede dieser. Es ist auch sehr selten, daß die Einwohner die Neger heilen, die sie selbst an dieser Krankheit besorgen; ob sie gleich fast allezeit die Zufälle derselben vertreiben, die sich aber wieder in kurzer Zeit einfänden, wenn die Neger die Kur beendigt haben. Und alsdenn überläßt man sie gemeinlich ihrem Schicksal, in der Voraussetzung, daß man sie nicht heilen könne, weil ihre Behandlung ohne Erfolg war.

Im Jahr 1771 ließ mich die nunmehr verstorbene Frau Rousseau zu einer jungen Negerin, ohngefähr von achtzehn Jahren rufen, sie konnte nicht gehen und vor Schmerzen in den Knochen, eine Folge von Plianen, womit sie behaftet gewesen war, fast kein Glied bewegen: die Schmerzen nahmen in der Regenzeit beträchtlich zu. Diese Frau hatte ihre Negerin einmal der Speichellur unterworfen, sobald sie zu speicheln anfing, verschwanden die Schmerzen, und befand sich wohl nach der Wirkung des Quecksilbers, aber ohngefähr fünf bis sechs Wochen nach dieser Kur, kamen die Schmerzen, und oft mit stärkerer Heftigkeit als zuvor, wieder. Nachdem ich den Zustand dieser Negerin untersucht hatte, rieth ich ihr, sie mir anzuvertrauen, und ohnerachtet sie viel Zutrauen zu mir hatte, so stellte sie mir vor, daß es vergeblich seyn würde, und daß ich nie eine vollkommne Heilung bewürken könnte. Endlich nach vielen

Zure:



Zureden, schickt sie mir sie zu. Ich fing die Behandlung mit sehr kleinen Salbungen alle zweien Tage eine, an, und brachte es dahin, daß ihr zwölf bis fünfzehnmal eingerieben wurde, ehe noch die geringste Empfindung im Munde eintrat. Darauf erschien eine geringe Entzündung, und der Speichelfluß war sehr mäßig: ich unterhielt ihn in dem Zustande drey Monate lang, alsdenn ließ ich ihr sehr viel und sehr oft einreiben, ohne daß eine Wirkung im Munde erfolgte wäre. Die Schmerzen verlohren sich nicht eher als nach zweien Monaten, welches diese Mäßigkeit sehr nutzlos machte; weil bey den andern Behandlungen die Schmerzen schon bey dem fünfzehenden oder zwanzigsten Tage nach der ersten Salbung nachgelassen hatten. Endlich da drey Monate lang die Behandlung fortgesetzt wurde, hatte sie keinen Schmerz mehr, und wurde sehr fett. Diesem allen obgeachtet glaubte sie, so wie ihre Gebieterin, daß ihre Schmerzen wie gewöhnlich wiederkommen würden. Unterdessen blieb sie frey davon, und sie befand sich noch den Augenblick, da ich von Cayenne abreiste, recht sehr wohl und sie hat keinen Tag ausgesetzt an ihre Arbeit zu gehen.

Diese Beobachtung beweiset, daß die Art wie man das Quecksilber anwendet, sehr viel ausmacht, wenn die Behandlung einen guten Erfolg haben soll. Sie bestätigt auch eine Bemerkung, die ich bey dieser Krankheit sehr oft gemacht



macht habe; nehmlich; daß allemal, wenn die Zufälle langsam und mühsam vergehen, die Genesung sicherer ist, als wenn sie schnell und kurze Zeit nach dem ersten Einreiben verschwinden.

Diese Frau ist nicht die einzige, der es nicht gelungen ist, solche Krankheit zu heilen, indem man mit wenigen Salbungen einen starken Speichelfluß erregt. Ich habe eine Menge Kranken besorgt, denen es verschiedne male hinter einander fehl geschlagen hat, und ich habe sie allezeit vollkommen geheilt.

Diese Behandlung schickt sich auch für die zweyte Stufe der Knochenkrankheit, in welcher, wie ich gesagt habe, Auswüchse an den schwammigten Knochen und an den Enden der langen Knochen entstehen. Wenn es aber vollkommen gelingen soll: so muß der Kranke nicht vernachlässiget worden seyn, und man muß ihn vom Anfang an in der Kur gehabt haben. Ohne diese Vorsicht, werden die Knochenbeulen beträchtlich groß, das organische Gewebe der Knochen wird zerstöhrt, und die weichen Theile, die sie bedecken, vereytern; und die Krankheit wird zulezt unheilbar.

Wenn aber die Knoten gering und neu sind, wenn die Gelenke beweglich, die Schmerzen nicht immer an einer Stelle, und nicht anhaltend sind: so werden die Kranken fast allezeit durch die erst angezeigte Behandlung geheilet. Während dieser Behandlung ist es gut, auf

Die Knochenbeulen ein zertheilend Pflaster zu legen, und täglich ein wenig Quecksilbersalbe Darauf einzureiben.

Die dritte Stufe von Knochenkrankheiten ist diejenige, wo die Knochengeschwulst, den ganzen Knochen einnimmt so lang als er ist, und ihn sehr oft so sehr erweichen, daß er sich krümmt, und eine ganz unordentliche Gestalt annimmt. Wenn diese Knochengeschwülste etwas alt sind, so bedecken sie sich mit Geschwüren, und oft erfolgt die Knochenfäule darauf. Diese Krankheit kann fast allemal geheilt werden, wenn man die Kur gleich vom Anfange unternimmt: aber sie erfordert eine weit längere Behandlung, als diejenigen, wovon ich jetzt gesprochen habe, das ist, anstatt drey Monate muß man viere oft fünf fortsetzen.

Im Anfange des Jahres 1772 wurde ich wegen einem Mädgen von ohngefehr zehn Jahren um Rath gefragt. Sie hatte die Pliaren im sechsten Jahre gehabt, und da sie von sich selbst vergangen waren; so waren ihr noch beträchtliche Schmerzen in Knochen übrig geblieben: alle beyde Schienen waren in ihrer ganzen Länge, und sehr gekrümmt aufgeschwollen. Dieser Zustand war noch mit einem schleichen den Fieber begleitet, das nie nachließ, und sie aufs äußerste anzehrte. Ich zeigte den Eltern dieses jungen Mädgen die Mittel an, die ich für die Heilung zuträglich hielt: und stellte ihnen  
vor,



vor, daß der Fall sehr dringend wäre, und sie übergaben sie sogleich ihrem Wundarzt, der auch mit ihr die Speichellur vornahm. Sie nahm innerlich Quecksilberpräparate; die Kur dauerte vierzig bis fünfzig Tage, nach welchen sie ganz gut geheilt zu seyn schien: die Schmerzen waren verschwunden, und die Knochengeschwulst schien etwas verringert zu seyn. Aber zween Monate nachher traten die ersten Zufälle weit heftiger, als zuvor, wieder ein; die Knochengeschwulst wurde beträchtlich stärker, und die Krümmung dieser Knochen wurde grösser: und überdieß zeigte sich eine beträchtliche Geschwulst an allen Knochen beyder Füße. Alle Gelenkknochen der Finger, das untere Ende der Spille (radius) und das ganze Schlüsselbein waren aufgeschwollen, das innere der Nase wurde von einem Geschwür zerfressen. Ich wurde zum zweytenmal während dem Augustmonat desselben Jahres wegen des traurigen Zustandes dieses jungen Mädgen um Rath gefragt. Ich konnte nicht umhin zu sagen, daß sie übel sey behandelt worden; und man entschloß sich nunmehr mir die Behandlung aufzutragen. Ich wendete diejenige an, von welcher ich eben gesprochen habe, und sie dauerte beynahе vier Monate. Die Knochen, die nur seit kurzen geschwollen waren, nahmen ihre erste Gestalt wieder an, die Krümmung der zwo Schienen nahm beträchtlich ab, und die Schmerzen verschwanden

F 5



den vöbllig, endlich heilte das Geschwür in der Nase auch, die Kranke nahm am Fleische wieder zu, und von dieser Zeit an hat sie ununterbrochen sich wohl befunden.

Kurz darauf, daß ich dieses junge Mädgen geheilet hatte, wurde ich wegen einem jungen Creolen von ohngefehr achtzehn Jahren um Rath gefragt. Er hatte die Plianen im zehnten Jahre gehabt, und war nach der gewöhnlichen Art geheilt, das ist, er war der Natur überlassen worden. Dieser junge Mensch war äußerst hager, und konnte kaum vier Schritte in einem fortgehen, so empfindlich waren die Schmerzen in Knochen. Alle beyde Schienen war nach ihrer ganzen Länge geschwollen und etwas gekrümmt. Die Knochen des Fußes und der Hände aufgeschwollen. Obhierachtet sich das Gift selten auf die Haut wirft, wenn es die Knochen angreift, so waren die Hände und Füße dennoch mit Hornhaut überzogen (Sapuaouas), und hatte überdieses noch Fleischauswüchse auf dem Rücken der Hand und der Füße von einem bis einem und einen halben Zoll Länge, welche auf einem sehr zarten Stiele hingen, vöbllig den Feigwarzen ähnlich, wenn sie sehr groß und lang sind, und das ist das erstemal, daß ich diesen Zufall gesehen habe. Man übergab mir den Kranken, und ich fing sogleich an ihn zu behandeln, welches beynabe vier Monate dauerte, alle Zufälle vergiengen, die Fleischauswüchse, die er auf den

Hän-



Händen und Füßen hatte, fingen sogleich an well zu werden, und verschwanden völlig, ohne daß man nöthig hatte, sie abzuschneiden, und der Kranke wurde gut geheilt.

Wenn diese Krankheit alt ist, so ist man nicht allzeit so glücklich, und die Erfahrung hat mir unzählich vielmal gezeigt, daß die gründlichste Behandlung fast allezeit fehl schlägt. Unter dessen sollte man doch die Unglücklichen, die in solchem Zustande sind, nicht verlassen, man sollte Versuche machen und die Behandlung abändern. Ich habe mehrmals bemerkt, daß es nöthig ist, vor dem Einreiben des Quecksilbers eine Schweißtreibende Tisane zu brauchen. Das rohe Spießglas in Substanz und in kleinen Gaben hat mir gute Wirkung zu thun geschienen.

Während dieser innerlichen Behandlung, muß man die örtlichen Schaden nicht aus den Augen lassen. Man behandle die Knochenläsungen nach den Regeln der Kunst, eben so die Geschwüre, was die Knochenbeulen anberrift, so haben mir die Räucherungen mit würzhaften Kräutern, und zuweilen das Baden der geschwollenen Theile in einem Absud dieser nehmlichen Pflanzen am meisten zu wirken geschienen. Wenn durch diese Mittel und durch lange Zeit fortgesetztes Einreiben des Quecksilbers die Heftigkeit der Zufälle nicht nachläßt; so ist die Krankheit unheilbar, und es ist ohne Nutzen den Gebrauch davon lange fortzusetzen, und dies



ses um so vielmehr, da sie oft die Krankheit schlimmer, sehr viel stärker und heftiger machen.

Die vierte und letzte Stufe endlich von Knochenkrankheiten ist diejenige, wo der ganze Leib mit tiefen Geschwüren bedeckt ist, die fast alle mit Knochenfäule verbunden sind. Ich habe es schon gesagt, daß man diesen Zustand für unheilbar hält, zum wenigsten sind alle Versuche, die man bisher gemacht hat, fruchtlos gewesen. Für solche Unglückliche ist keine Hoffnung mehr übrig, als sich mit einem schwachenden Leben voller Schwächlichkeiten zu schleppen welches dieses Gift, bis zur äußersten Staffel von Bösartigkeit erhöhet, unaufhörlich erzeugt und erneuert, bis die Thierische Maschine völlig zerstört ist. Folgender Fall ist ein Beweis davon.

Den ersten September 1773 bat mich Herr Prepaud auf seine Wohnung zu kommen, um daselbst einen Neger seiner Werkstatt, welcher die Speichelfur zu brauchen nöthig hatte, zu untersuchen. Da ich diesen Besuch gemacht hatte, ersuchte er mich noch eine viertel Meile von seiner Wohnung einen Neger von ohngefähr vierzehn Jahren zu besuchen, der die Pocken in seinem sechsten Jahre gehabt hatte. Der Ausbruch der Blattern war nicht vollständig gewesen, zum wenigsten war er nur sehr schwer erfolgt, und waren sehr zeitig abgedorret. Dieses Kind blieb bis ins zehnte Jahr ziemlich gesund;



sund; aber um diese Zeit entstanden Schmerzen in den Gelenken, mit verschiednen Geschwüren an andern Theilen. Einige Mittel, und schlecht genung angewendet, heilten diese Geschwüre ganz leicht; aber es kamen andre gleich nach der Heilung an die Stelle der ersten zum Vorschein. Dieser schlechte Erfolg machte, daß man diesen jungen Neger seinem Schicksale überließ. Als ich ihn besuchte, hatte er an dem ganzen untern Theile bis gegen die Mitte des rechten Schienbeins Knochenfäule. Das Geschwür, das die Knochenfäule umgab, war abscheulich, und verbreitete sich über einen Theil des Fußes, der zwey bis drey mal dicker geworden war, als im natürlichen Zustande. An der andern Schiene war ein Geschwür an der nehmlichen Stelle mit einer Knochenfäule, von wenigem Umfange. Ueberdieses hatte er noch eben solche Geschwüre an beyden Schenkeln, am Gelenke der Schulter mit dem Armknochen, welcher ebenfalls angefressen war. Endlich so waren die Knochen des Gaums, der Pflugchar, die Nasenknochen verlohren, die Platten des Siebbeines fielen täglich ab, und ein ganzer bey nahe zerstörter Theil dieses Knochens, war im Begriff eine Oefnung in den Grund der Hirnschale zu machen. Das Gewölbe der Nase, die Nasenhöhlen waren gänzlich zerstört: der Mund und hintere Rachen boten den heßlichsten Anblick dar. Dieser unglückliche Knabe lebte von nichts als

von



von einer Art sehr dünnen Brüß, die von Casave gemacht war, und die man ihm in Eßland geben mußte, weil ihm gar keine Gestalt vom Munde mehr übrig war, um diese Nahrung zu fauen. Dieses traurigen Zustandes ohngeachtet würde dieser Neger noch einige Zeit gelebt haben, wenn man dafür gesorge hätte, ihm Nahrung zu seiner Erhaltung zu reichen: denn ich habe bemerkt, daß diejenigen, die von dieser Krankheit angesteckt sind, ziemlich lange leben.

Findet sich noch eine besondere Krankheit in Verbindung mit den Püanen; so muß man darauf Rücksicht nehmen, wenn man sie behandelt, und die dienlichen Mittel anwenden. Nichts ist gewöhnlicher als Kranke zu sehen, die zugleich mit venerischer Krankheit und Püanen befallen sind. Diese zwei Krankheiten verbinden sich leicht mit einander; aber da ihre Behandlung genau die nehmliche ist; so erfordern sie keine besondere Rücksicht. Aber ganz anders ist es, wenn Ausschlag mit den Püanen zusammen kommt. Die Vereinigung dieser beyden Krankheiten erzeugt einen Zustand, gegen welchen die Kunst wenig Hülfsmittel hat.

Endlich noch eine dritte Krankheit, die oft mit den Püanen zusammen kommt, und diese ist das Magenweh, wovon oben gesprochen worden ist. Von allen Krankheiten, die sich mit den Püanen verbinden, ist keine so gefährlich, als diese. In der That, läßt man einen, der von  
die:



dieser Krankheit angegriffen ist, die Speichelfur  
 aushalten, so kann man sicher seyn, daß er in  
 kurzer Zeit stirbt, weil ihm nichts nachtheiliger  
 ist, als das Quecksilber. Es ist also eine wich-  
 tige Sache, diesen Fall zu wissen, den die Erfah-  
 rung allzeit bestätiget hat. Wenn man also ei-  
 nen pflanzlichen Neger, der zugleich mit dem Ma-  
 genweh befallen ist, bekommt, so sorge man zu-  
 erst für diese letzte Krankheit, und alsdenn wenn  
 diese gehoben ist, so wende man das Quecksilber  
 an, um die Diarrhoe zu heilen.

Abhandlung

Vom Guineawurm.

Die Einwohner eines Theils von Afrika sind  
 einer besondern Krankheit unterworfen, die man  
 sonst nirgends als in diesem Klima bemerkt, die  
 man den Guineawurm \*) nennt. Der Handel,  
 den man mit den Einwohnern dieses Welttheils  
 treibt, indem man sie als Sklaven in unsre Co-  
 lonien führt, hat mir Gelegenheit gegeben, sehr  
 viele, die mit diesem Uebel behaftet waren, zu  
 behandeln; das man zwar schon seit länger Zeit  
 kennt, das man aber nirgends genau genung be-  
 schrieben findet.

Der

\*) Gordius medinensis Linn. Guineawurm nen-  
 nen ihn die Engländer in Westindien und ver-  
 schiednen Theilen von Afrika. Die Franzosen  
 nennen ihn Dragonneau.

Der Guineawurm ist ein wahrer Wurm; bey welchem die Reizbarkeit und Empfindlichkeit sich auf das deutlichste zeigen, wie ich dieses durch Beobachtungen und Bemerkungen, die ich über diesen Gegenstand gemacht habe, beweisen werde.

Ich habe gesagt, daß der Guineawurm eine eigne und besondere Krankheit von Afrika sey. In der That, wenn man Reisende \*) befragt; so sieht man, daß sie alle darinn übereinstimmen, daß sie diese Krankheit nirgends, als an den Küsten dieser Länder gesehen haben: oder aber bey Negern, die man anderswohin verführt habe. Diejenigen, die ich in Cayenne zu sehen Gelegenheit hatte, und mit dieser Krankheit behaftet waren, waren auf dieser Insel erstlich seit kurzen abgesetzt worden.

Der Sitz des Guineawurms ist beständig in dem zellichen Gewebe zwischen der Haut und den Muskeln: zuweilen dringt er in die Zwischenräume der Lehtern und erstreckt sich weit aus, indem er sich fortschlingelt und auf verschiedne Arten schlinget. Ich habe welche gefunden, die fünf bis sechs Fuß lang waren; es gibt aber auch welche, die viel kürzer sind. Wenn dieser Wurm ausgekrochen ist, ist er weiß, rund und von der  
Stär

\*) Siehe *histoire generale des Voyages* par M. l'abbé Prevôt. T. III. p. 139. wo alles, was die Reisenden über diese Krankheit melden, erzählt wird.



Stärke einer Geigensaite. Durchs Zerschneiden habe ich gefunden, daß er aus fünf bis sechs ziemlich starken Fäden gebildet war, die durch ein sehr fettes Zellengewebe, fast wie ein schleimiger und ziemlich fester Leim verbunden waren. Der erste Theil dieses Wurms, der auszukriechen pflegt, ist rund, und zeigt deutlich an, daß er der Kopf des Thieres sey: der letzte Theil, der heraus kommt, geht immer dünner zu und wird endlich spitzig, und ist ganz sicher der Schwanz desselben.

Der Guineawurm findet sich in allen Theilen des Leibes, aber weit öfterer an den untern Gliedmaßen. Es ist selten, daß diejenigen, die damit behaftet sind, nur einen haben sollten: gewöhnlich haben sie an jedem Fuße einen, zuweilen mehrere an jedem, wie man aus den Beobachtungen, die ich anführen werde, ersehen wird.

Es scheint, daß sich dieses Thier in dem Zellengewebe selbst entwickelt, und daß es daselbst sein ganzes Wachsthum erhält, ohne einige empfindliche Beschwerden zu verursachen. Ich habe nie bemerkt, daß die Neger, die damit behaftet sind, mager werden, oder an der Ausscheidung sterben, wie ein Wundarzt von Saint-Domingo\*) behauptet. Wenn dieser Wurm nur

hoch

\*) Memoire sur le Dragonneau par M. Pere, ancien chirurgien Major a Saint-Domingue. Journal de Medicine Mois d' Aout 1774 P. 124.



Höchstes Wachsthum erreicht zu haben scheint; so erregt er auf der Haut eine mehr oder weniger starke Entzündung, die sich allzeit in ein Geschwür endiget. Wird das Geschwür geöffnet, so zeigt das Thier seinen Kopf, und kriechet drey oder vier Zoll lang zu gleicher Zeit mit dem Eiter heraus. Das Auskriechen des übrigen Körpers geschieht langsam und in mehrern Tagen, je nachdem er lang oder kurz ist. Gemeinlich kommen täglich drey oder vier Zoll zum Vorschein. Man hat die Gewohnheit ihn, so wie er heraus rückt, um ein kleines Stöckgen zu wickeln, um ihn heraus zu helfen, und das Abreißen zu verhüten, welches allzeit gefährlich ist, das Stöckgen befestiget man auf der Oefnung des Geschwürs durch einen kleinen Verband.

Ich weiß nicht gewiß ob der Wurm, der sich im zellichen Gewebe befindet, in dem ganzen Umfange dieses Gewebes von einer Zelle zur andern gehet, ohne daß es der Kranke bemerket. Folgend zween Fälle scheinen dieser Meinung einige Wahrscheinlichkeit zu geben.

Im Monat Julius 1688 brachte der Capitän eines Schiffes von Guadeloupe eine kleine Negerinn von ohngefehr sechs bis sieben Jahren zu mir, und bat mich das eine Auge zu untersuchen, in welchem man einen kleinen Wurm von der Stärke eines Zwirnfadens sich bewegen sah. Ich untersuchte es, und bemerkte in der That dieses kleine Thier, welches beynähe zwey Zoll



Zoll lang war; er bewegte sich um den Augapfel in dem zellichen Gewebe herum, welches die weiße Haut mit der undurchsichtigen Hornhaut verbindet. Wenn man ihn reizte sich zu bewegen, bemerkte ich, daß die Bewegungen nicht gradlinigt, sondern geschlängelt und schief waren. Die Farbe dieses Auges war nicht verändert, und die kleine Negerinn sagte, daß sie keinen Schmerz empfände, wenn sich der Wurm bewegte, dabey aber lief ihr das Auge fast beständig über.

Nachdem ich über das Mittel den Wurm heraus zu bringen nachgedacht hatte, glaubte ich, wenn in die weiße Haut des Auges an der Seite des Kopfes dieses Wurms eine kleine Oefnung gemacht würde, und man den Wurm zur Bewegung reizte; so würde er von sich selbst herausgehen. Ich führte diesen Gedanken aus; aber anstatt, daß er zur gemachten Oefnung herausgehen sollte, ging er vorbey, und machte sich auf die entgegen gesetzte Seite. Da ich sah, daß mein Versuch nicht gelingen wollte, so entschloß ich mich, ihn mit kleinen Zangen mitten am Leibe zugleich mit der weißen Haut zu fassen, ich machte darauf mit der Spitze einer Lanzette eine kleine Oefnung neben dem Wurme, und zog ihn gedoppelt mit einer gemeinen Nadel heraus. Nach dieser Operation wurde die Negerinn noch ehe 24 Stunden vergingen, geheilt.

Im Anfange des Jahres 1771 brachte eine



Negerinn, die beyhm Statthalter Herrn Fiedsmond Haushälterin war, eine kleine Negerinn, etwas grösser als die erstere, zu mir. Das Weisse im Auge war entzündet und schmerzhaft: ich untersuchte es näher, und sah einen Wurm, etwas grösser, als der von dem wir erstlich gesprochen haben, und der sich eben so um den Augapfel zwischen dem Weissen und der undurchsichtigen Hornhaut bewegte: Ich schlug das nehmliche Mittel, welches ich schon angewendet hatte, vor, aber man konnte sich nicht dazu entschliessen, ich kann nicht sagen, was aus dieser Negerinn geworden ist.

Diese zween Würmer gehören ohne Zweifel zu dem Guineawurm, der, den ich bey der ersten Beobachtung aus dem Auge zog, war in allen denen ähnlich, die ich aus verschiedenen Theilen bey vielen Negern gezogen habe, nur war er nicht so stark, und nicht so lang.

Man hat Ursache zu glauben, daß die Guineawürmer, die sich in andern Theilen des Körpers aufhalten, sich nicht so leicht bewegen können, als die in den angeführten zwe Beobachtungen. Auch kann das zellige Gewebe an vielen Stellen, wo sie durchgehen, sehr dichte seyn; übrigens kann ihre ausserordentliche Länge sie auch an der Bewegung hindern, und dieses um so viel mehr, weil der Weg fast allzeit krumm ist. Endlich scheint auch die Schwierigkeit, die man findet, wenn sie anfangen auszu-  
kriez



Erleichen, sie herauszuziehen, anzuzeigen, daß sie am Zellengewebe anhängen, wie man dieses aus folgenden Beobachtungen sehen wird.

Im Jahr 1766 schickte eine freye Mulatrin zu mir, um einen jungen Neger zu besuchen, welchen ein Soldaten-Officier von Cayenne erstlich vom Sklavenhändler gekauft hatte, der seit kurzen von den Küsten von Afrika angekommen war. Ich fand auf dem Rücken des Fußes dieses kleinen Negers einen Guineawurm, der ohngefehr fünf bis sechs Zoll lang aus einer kleinen Oefnung der Haut, wie von einem dicken Nagel gemacht, herausgekrochen war. Der Fuß war geschwollen, und die Wunde eiterte ziemlich stark durch die Oefnung der Haut. Man hatte den herausgekrochnen Theil des Wurms sorgfältig um ein klein Stückgen Holz gewunden, und mit einer kleinen Binde auf die Oefnung befestiget. Ich wickelte ihn ab, um die Länge des ausgekrochnen Theils zu untersuchen, und wickelte ihn auf ein ander Stückgen Holz, welches mir bequemer als das erste zu seyn schien. Ich machte einige Versuche, um ihn noch mehr auszukriechen zu machen; aber es war mir nicht möglich: wenn ich ihn anzog; so erhob sich die Haut, und der kleine Neger empfand einen ziemlich lebhaften Schmerz. Ich schloß daraus, daß der Wurm am Zellengewebe sehr anhängen müsse, und ließ mit Ziehen nach, aus Furcht ihn zu zerreißen, um die Zufälle zu vermeiden, welche



allezeit auf dieses Zerreißen folgen. Ich ließ bey diesem kleinen Neger Quecksilbersalbe über das ganze Bein einreiben und legte auf die Defnung ein Pflaster von der nehmlichen Salbe, und machte einen zirkelrunden Verband darüber. Den andern Morgen als ich den Verband abnahm, fand ich, daß der Wurm vor sich selbst über sechs Zoll ausgetreten war, ich rollte das ausgetretne Stück auf, und durch gelindes Ziehen suchte ich noch mehr heraus zu bringen, und es kamen noch zum wenigsten drey Zoll heraus. Ich legte ein frisches Pflaster von Quecksilbersalbe auf, und darüber her den gewöhnlichen Verband. Den Abend fand ich noch ein ziemlich groß Stück vom Wurme auf der Defnung weben, und durch gelindes Ziehen, brachte ich noch drey bis vier Zoll heraus, die mir das äußerste Ende seines Schwanzes zu seyn schienen.

Sobald als dieses letzte Stück heraus war, so zog es sich zusammen, machte verschiedne sehr lebhaftte Bewegungen, und gab, so oft man ihn mit einer Nadel stach, sehr deutliche Zeichen von Empfindlichkeit und Reizbarkeit von sich. Ich legte ein neues Pflaster auf das kleine Geschwür, die Vereiterung war etwas stark zween Tage hindurch, den dritten ließ sie nach, und nach sechs Tagen war die Narbe fertig, der Neger wurde purgiret, und befand sich nachher recht wohl.

Nicht alle mit dem Guineawurm behaftete Neger, sind in Rücksicht des Ausgangs des Wurms



Wurms so glücklich als dieser. Es sind sehr viele, bey welchen er weder so leicht noch so geschwinde heraus kommt. Auch geschieht es oft, daß das ausgetrochne Stück des Wurms, auf der Oefnung der Haut, wo allezeit eine starke Eiterung ist, verfault; besonders wenn er einige Zeit daselbst verweilt. Alsdenn reißt er bey der geringsten Anstrengung und macht, daß schwere Zufälle entstehen.

Der rückständige Theil des Wurms, der oft in großer Entfernung von der Oefnung der Haut ist, bringt allzeit eine heftige Entzündung zum Vorschein, die sich in kurzer Zeit in Vereiterung und oft in Brand endiget. Die Neger, die kein Mittel kennen, das Auskriechen des Wurms zu erleichtern, und es dabey bewenden lassen, ihn nur auf ein Stückgen Holz zu wickeln, und zuweilen sich bemühen, noch ein Stückgen herauszuziehen, zerreißen ihn oft, und setzen sich den unangenehmsten Zufällen aus. Die besten Mittel, die man, um ihnen vorzukommen, und den Ausgang des Wurms zu beschleunigen, anwenden kann, sind die Quecksilbermittel, sowohl innerlich als äußerlich. Ich habe mich der Manacee und des versüßten Quecksilbers bedient, die mir sehr gute Wirkung zu thun geschienen haben. Unterdessen verdient das Einreiben der Quecksilbersalbe, an allen Stellen, wo man vermutet, daß sich der Wurm erstreckt, den Vorzug. Auch läßt man den Kranken sehr oft ei-



ne bittere Tisane trinken, und wickelt das ausgegetreue Stück mit der Vorsicht, die ich empfohlen habe, auf.

Wenn der Wurm nicht leicht austrieht, wenn die Eiterung sehr stark ist, und man zu befürchten hat, daß der äussere Theil des Wurms verfaulen und reissen mögte, wie dieses oft geschieht: so kann man, um diesen Zufall zuvorkommen, geistige Mittel anwenden, womit man das Geschwür einigemal des Tages bählet. Die beste Wirkung schienen mir unter diesen Umständen die Myrrhen und Aloetinktur oder auch nur Wundwasser zu thun. Bringt endlich der Wurm, der eingeriebnen Quecksilberfarbe ohngeachtet, zu lange Zeit mit Auskriechen zu; so muß man den Kranken purgiren, dieses Mittel hat mir zur Beförderung des Ausganges sehr gut geschienen.

Alle diese Mittel ohngeachtet, verursacht der Wurm, wenn er reißt, an der Stelle, wo er abgerissen worden ist, eine sehr heftige Entzündung, welche mit einem starken Fieber, äusserster Hitze, sehr heftigen Kopfweh und Durst begleitet ist, und oft raset der Kranke ohn Unterlaß. Alle diese Zufälle dauern fort, bis die Eiterung in Stand gekommen, oder die Entzündung in Brand übergegangen ist, wie dieses oft geschieht.

Wenn der Kranke, der in solchem Zustande ist, stark und Kraftvoll ist, so läßt man mehrezermal



remal am Arme zu Aber, verordnet eine verdünnende Tisane, und legt schmerzstillende und erweichende Umschläge aus Brodcrume, Milch und Safran auf den Geschwulst. Sobald als das Eiter fertig ist, und eintige Flüssigkeit darinn bemerket wird, so öfnet man das Geschwür, und der Eiter, der heraus stieset, nimmt das Stück Wurm, welches von dem Zellgewebe los gemacht worden ist, mit fort. Dieses fahrt man, und rollt es um ein Stückgen Holz. Wenn das Geschwür sehr groß und nicht zeitig genug geöffnet worden ist, so verfault der Theil vom Wurme, der in Eiter schwamm, und bey der Defangung des Geschwürs geht er mit dem Eiter Stückweis heraus. In diesem Falle entsteht eine neue Entzündung, und eine frische Vereiterung, an der Stelle, wo das Ende des abgerissnen Wurmes liegt. In Fällen aber, wo die Entzündung in Brand übergeht, muß man alle mögliche Mittel anwenden, um seinen Fortgang aufzuhalten; man macht sogleich auf alle brandige Stellen Einschnitte, und bähet sie mit geistigen Mitteln, und legt einen Umschlag von Manihocwurzeln darüber, welchen man zwey- oder drey-mal des Tages erneuert. Dieses Mittel, welches, wie ich anderswo zeigen will, der Fäulniß kräftig widersteht, ist in diesem Falle sehr gut. Der Brand wird in kurzer Zeit aufgehoben, der brandige Schorf fällt bald ab, und es kommt eine gutartige Eiterung zu Stande, und oft



Kommt der Wurm im Geschwür, so wie es reiner wird, zum Vorschein: Alsdenn verfähret man, wie ich oben angezeigt habe.

Die Neger sind oft von mehrern Guinea-würmern behaftet, die sich von Zeit zu Zeit entwickeln, und das an verschiedenen Stellen. Einige zerreissen sich unter einander. Es entstehen alsdenn eben so viele entzündete Geschwülste, die mit sehr schweren Zufällen begleitet sind, wie dieses nachstehende Bemerkung beweisen wird.

Im Anfange des Jahres 1773 schickte mir der Herr Abt von Beaume, Pfarrer von Remire, einen Neger zu, den er erstlich von einem Schiffe, das seit kurzen von Afrika angekommen war, gekauft hatte. Ein Guineawurm hatte sich an dem einen Bein dieses Negers gezeigt; und durch zu öftere Versuche die er gemacht hatte, um ihn herauszuziehen war er abgerissen. An der Stelle, wo er abgerissen war, entstand eine beträchtlich Entzündung, die sehr bald in Eiterung überging. Ich öffnete es sobald als möglich, und es floß ein sehr großer Borrath von Eiter und verschiedene abgerissne und verfaulte Stücke des Wurms heraus. Es war mir nicht möglich, das Ende von dem abgerissnen Stücke, welches noch im Zellengewebe zurück war, zu erhalten. Ich verband das Geschwür vier bis fünf Tage lang, ohne daß nur ein Stückgen zum Vorschein kam. Nach diesen fünf Tagen entstand an dem innern und obern Theil des Schenkeleins



beins und am Knie ein Entzündungsgeschwulst; ich legte erweichende Umschläge darauf, und den dritten Tag schien der Eiter fertig. Ich öffnete das Geschwür, und mit dem Eiter gingen vier bis fünf Zoll von diesem Wurm, die ganz weiß waren, und sehr empfindliche Bewegung hatten, heraus, ich rollte sie um ein Stückgen Holz und legte sie unter den Verband. Ich wandte alle Mittel an, die ich schon angezeigt, um den Ausgang zu beschleunigen, das ist, ich schrieb dem Kranken eine bittere Tisane vor, ich ließ Quecksilberfalbe an der Seite, wo der Wurm ausgekrochen war, auf dem Schienbeine, auf dem Schenkel und das Gefäß einreiben. Zween Tage nach dem Gebrauche dieser Mittel zeigten sich vier kleine Geschwüre am Schenkel der nehmlichen Seite des lahmen Beines, und zwey auf der entgegengesetzten Seite. Bey der Oefnung aller dieser Geschwüre ging ein kleines Stück Wurm heraus. Ich nahm für jedes derselben die angezeigten Maasregeln um das Reißen zu verhüten und den Ausgang zu beschleunigen. Der Neger, der kein ander Mittel sich von dem Wurm zu befreyen kannte, als was man in seinem Lande anzuwenden pflegt, machte sich, wenn ich ihn verbunden hatte, heimlich das Geschäfte, den Verband aufzulösen, und an den Würmern zu ziehen; so daß er drey bis viere an einem Tage zerriß. Dieser Zufall, den ich nicht voraussehen konnte, und von dem ich mir nicht vorstellen

len



len konnte, daß er durch Unvorsichtigkeit des Negers hervorgebracht sey, brachten mich dahin, daß ich glaube, die Würmer wären ganz ausgekrochen: und diesem zu Folge verband ich die kleinen Geschwüre; die sehr leicht zuheilten. Nach dreyn Tagen entstand am Ende eines jeden abgerißnen Wurms eine sehr heftige Entzündungsgeschwulst, wovon einige in Eiterung, einige in Brand übergingen. Ich wandte für jedes die schicklichen Mittel an, in einigen von diesen Geschwüren ging der Wurm Stückweiß ab, und machte an der Stelle, wo er abgerißnen war, neue Entzündung, um sich einen Ausgang zu verschaffen: es erschienen neue an den Schenkeln und Gesäß. Ich setzte den Gebrauch von Quecksilbermitteln und der bittern Tisane fort. Täglich ging ein beträchtliches Stück von allen diesen Würmern heraus. Ich wandte alle Sorgfalt an, den Neger zu hindern, daß er sein Verfahren nicht wiederholen könnte, und ließ ihn durch einen andern Neger bewachen. Ich verband die Geschwüre, die eine Folge von der Vereiterung oder des Brandes waren, nach den angezeigten Grundsätzen. Die Anzahl von Würmern, womit dieser Neger befallen war, und die alle auskrochen, war so beträchtlich, daß während eines gewissen Zeitpunktes zwölf auf einmal auskrochen, so daß die zweyen Schenkel, die zwey Schienbeine und das ganze Gesäß mit breiten Geschwüren bedeckt waren: endlich kam

men



men alle diese Würmer nach und nach heraus, die Geschwüre heilten ohne die geringsten Zufälle, und nach sechs Wochen war der Neger im Stande zu seinem Herrn zurück zu gehen.

Obgleich die mit dem Guineawurm behafteten Neger, mehrentheils mehrere haben; so habe ich doch keinen angetroffen, der so viele gehabt hätte, als dieser. Ich habe welche zu besorgen gehabt, die zween, dreye, viere hatten, die fast alle zu gleicher Zeit austraten, besonders wenn man Quecksilbermittel brauchte. Ich habe aber auch welche gesehen, die nur einen hatten, wie der in der ersten Bemerkung. Obgleich diese Würmer sich mehrentheils an den untern Gliedmaßen befinden, so gibt es doch auch welche, die die obern angreifen, besonders die Gegend der Schultern: ich habe Gelegenheit gehabt zween derselben auf dem Rücken, bey zween verschiedenen Negern zu bemerken: aber nie habe ich welche auf der Brust, oder auf dem Bauche gesehen.

Ich habe diese Krankheit nie, als nur bey frisch aus Afrika angekommenen Negern gesehen, wie ich schon gesagt habe, und sind sie davon geheilt, so sind sie derselben nie wieder ausgefetzt. Woraus man schliefen kann; daß sie diesen Klimaten eigen ist, und von einem besondern Fehler abhängt, der vielleicht in der Nahrung, die man braucht, oder in der Luft, die man einathmet, enthalten ist.

Abhandl.



## Abhandlung

Von dem Bisse und Stiche giftiger Thiere, und den Mitteln, die man zu ihrer Heilung anzuwenden pflegt.

Die Schlangen sind diejenigen Thiere, deren Biß am schlimmsten und am meisten zu fürchten ist, wegen den tödlichen Zufällen, die er verursacht. In Guiane hält man die Klapperschlangen\*) und die Stachelschlange\*\*) für die gefährlichsten. Es gibt noch eine Menge andere, deren Gift vielleicht eben so tödlich und wirksam ist, als das von diesen zwei Arten: aber da sie nicht so bekannt sind: so findet man nirgends etwas von ihnen angemerkt. Ueberhaupt sind diese Thiere in den Wäldern von Guiane sehr gemein, und die Art hat sich sehr vermehrt. Unterdessen findet man sie bey weiten nicht so oft, als einige Reisende angegeben haben: denn nach der Art, wie sie sich ausdrücken, sollte man glauben, daß es nicht möglich sey in diesem Lande zu reisen, ohne Gefahr zu laufen, gebissen zu werden, oder zum wenigsten bey jedem Schritte eine Schlange anzutreffen. Auch haben sehr viele Europäer, welche diese Gegenden nicht kennen, eine sehr falsche Vorstellung davon,

\*) *Serpens caudifonus*, boi ininga, Marcgrave.

\*\*) *Serpens echinatus* Barrere p. 159. au *Crotalus mutus* Linn.



che sich auf die ungetreuen Erzählungen gründet. Es ist gewiß, daß man oft lange Zeit reiset, ohne eins von diesen Thieren anzutreffen: und in zwölf Jahren, welche ich mich in diesem Lande aufgehalten habe, und einen Theil dieser Zeit habe ich auf Reisen, längst den Flüssen, in Waldungen, auf den Wiesen (Savannen), und oft in Sümpfen zugebracht, habe ich nur eine kleine Anzahl von Schlangen gesehen. Die Indianer, und Neger, die sich mit der Jagd abgeben, und beständig die Wälder und alle Arten von ungebauten Strichen durchlaufen, werden sehr selten gebissen, ob sie gleich alle nackend und in Gefahr sind, auf diese Thiere zu treten, und sie sogar auf verschiedene Arten zu reizen. Eben so verhält es sich mit den Negern, die den Acker bauen, die ebenfalls barfuß gehen, und beständig in den Feldern arbeiten. Diese müßten in beständiger Gefahr sehn, von Schlangen gebissen zu werden, und dennoch ist es sehr selten, daß man Beispiele hat.

Die Klapperschlange findet man nur auf den Küsten von Guiane, an feuchten und etwas sumpfigen Gegenden, man sieht niemals welche im innern des Landes, in einiger Entfernung von dem Meere. Diese Schlange wird ungeheuer groß, und ihr Gift ist das würksamste und heftigste von allen, die man nur kennt. Wird einer von ihr gebissen, so stirbt er in kurzer Zeit, wenn man nicht schnell zu Hilfe kommt. Zum Glück



Glücke ist dieses Thier nicht so dreust, als einige Naturforscher vorgeben: denn so oft es von Menschen verfolgt oder gejagt wird; so ist seine erste Sorge zu fliehen. Uebrigens macht es bey der geringsten Bewegung ein leicht zu bemerkendes Geräusche durchs Schütteln seiner Klapper\*); so daß man fast allezeit gewarneyt wird, wenn man ihm begegnet, welchem zu Folge man seine Maasregeln nimmt, um es zu vermeiden, und in Ruhe zu lassen.

Die Stachelschlange wird niemals so groß als die erstere; man findet sie selten an Meeresefern, aber häufig tiefer im Lande, und in allen großen Wäldern. Diese Schlange ist weit dreustler und böser, als die Klapperschlange, und wenn man sie nur ein wenig reizt, so springt sie ohne alle Umstände auf diejenigen, die ihr im Weg kommen, wenn sie aber nicht gereizt wird, so läßt sie alles ruhig vorüber gehen. Aber da sie sich auf der Erde aufhält, ihre Farbe fast wie Erde ist, oft zur Hälfte unter dörren Blättern verborgen liegt, und sich nicht eher bewegt,

als

\*) Der Schwanz dieser Schlange (sagt Barrere) endiget sich allezeit in kleine Wirbel (die man im Lande Svelots nennt), die immer kleiner zugehen, ihre Gelenke sind sehr lose, und ihr Reiben an einander macht ein Geräusch, das man ziemlich weit hören kann; ohne Zweifel eine Warnung um zu verhüten. Historie naturelle de la France equinoxiale p. 157.



als bis man sie berührt, oder auf sie tritt: so ist man der Gefahr sehr ausgesetzt, sie zu reizen, ohne es zu wollen. Alsdenn ist ihre erste Bewegung, diejenigen zu beißen, die sie beunruhigen; so daß Bisse von dieser Schlange oft gerung vorkommen.

Das Gift der Stachelschlange scheint weit weniger würksam zu seyn, als das von der Klapperschlange. Die Zufälle, welche auf den Biß der letztern erfolgen, zeigen, daß ihr Gift die Lebensverrichtungen angreift; dagegen scheinen die Zufälle, welche auf den Biß der erstern folgen, größten Theils von der Reizbarkeit abzuhängen, die an der gebissnen Stelle befindlich ist. Denn diese Stelle schwillt in kurzer Zeit ganz außerordentlich auf, und dieser Geschwulst verbreitet sich allmählig über alle Theile des Leibes aus, und scheint bey denjenigen, die von dieser Schlange gebissen worden sind, fast allezeit die Ursache des Todes zu seyn. Die vorzüglichste Ursache des so großen Reizes an der verwundeten Stelle, hängt wahrscheinlich von der besondern Einrichtung und Bau der Zähne dieses Thieres ab. Es ist daher ein wichtiger Umstand sie zu kennen, weil man darnach Mittel anwenden kann, die denn fast allezeit tödlichen Folgen zuvorkommen.

Der Kopf der Stachelschlange ist weit größer als bey andern Schlangen, so daß der Rachen sehr weit, die Kinnbacken lang und gespalten sind. Ihre Zähne sind so gestellt, daß sie alle



te gebogen sind, der erhabne Theil steht auswärts, und der vertiefte nach dem innern des Rachens. Die Zähne auf dem ganzen Umfange der Kinnbacken, sind nicht lang, alle gespitzt, wie die Zähne einer Säge, und ihre Krümmung ist im Verhältniß ihrer Länge. Sie hat vier Giftzähne, zween oben, und zween unten, und liegen genau an der Spitze der Kinnbacken: diese Zähne nehmen die Stelle der Schneidezähne ein, und sind ohngefähr sechsmal so lang, als die andern, und ihre Krümmung ist beträchtlich. Wenn das Thier seinen Rachen schließt; so kreuzen sich diese Zähne unter einander: sie sind an ihrem Anfange sehr dicke, und scheinen in eine Art von runder und holer Zelle eingezapft zu seyn.

Diese Zelle ist genau von der nehmlichen Substanz, als der Zahn, und ist in eine ganz flache Höle am Rande, wo an beyden Kinnladen die Zähne sind, eingepaßt, und äußerlich mit dem Zahnfleische bedeckt. Die Giftzähne sind an ihrem Anfange sehr dicke, aber sie laufen immer dünner aus, so daß das andre Ende sehr spizig ist. Sie sind hol, und ihre Holung läuft an einem Ende in die Zelle aus, auf welcher sie befestiget sind; am andern Ende erstreckt sie sich in die Spitze, wo sie mit einer zarten Dornung durchbricht. Jeder von diesen vier Zähnen, so wie ich sie beschrieben habe, ist mit einem kleinen häutigen Sacke umhüllt, der von dem



Dem Zahnrande der Kinnbacken, bey dem Umfange der Basis der Zelle jedes Zahns, entsteht, und sich bis an das Ende desselben erstreckt, wovon er einen kleinen Theil bloß läßt.

In seinem gewöhnlichen Zustande, und allezeit wenn das Thier ruhig ist, sind seine Zähne allezeit in dieser Art von Sacke eingehüllt: aber wenn das Thier auf etwas beißt, und die Giftzähne darinn eindringen; so wird der Sack gegen den Kinnbacken zurückgedrückt, und die Zähne bleiben bloß. Sobald die Zähne wieder heraus sind, und das Thier auf nichts beißt, so fällt dieser Sack von selbst zurück, und erstreckt sich bis ans Ende des Zahns. Ich habe mehrmals bemerkt, daß der Sack eine sehr starke Federkraft hat, auch noch nach dem Tode des Thieres, so daß wenn man ihn gegen das Zahnfleisch drückt, und darauf fahren läßt, er sogleich wieder zurück springt.

Nach der Einrichtung des Rachens und der Zähne der Stachelschlange, die ich jetzt beschrieben habe, sieht man, daß ihr Biß sehr gefährlich seyn müsse. So oft als dieses Thier gereizt wird, und auf einen zufährt, zu beißen; so reißt es einen fürchterlichen Rachen auf, und die Spitze der Giftzähne machen einen rechten Winkel, gegen den Körper, den das Thier beißen will: aber so wie die Zähne eindringen, und die Kinnbacken sich einander nähern, so beschreiben sie eine, ihnen eigne, krumme Linie, und fassen  
 mit

mit ihrem hohlen Theile ein ziemlich groß Stück Fleisch, und die Zähne können nun nicht mehr zurück: aber da man sich auf beyden Seiten anstrengt, das ist, der, der gebissen worden ist, sucht sich zu retten, und auf der andern Seite sucht die Schlange zu fliehen: so muß unausbleiblich entweder das im hohlen Theile des Zahns befindene Fleisch zerreißen, oder die Zähne müssen brechen. Die erste Wirkung erfolgt sehr selten, die zweyte fast allezeit. Nach dieser Erklärung wird man sich über die Unordnungen, welche in dem gebissnen Theile entstehen, nicht mehr wundern.

Bringt man es auch gleich Anfangs, wenn der Biß geschehen ist, dahin, daß dem Geschwulste und der Wirkung des Giftes Einhalt gethan wird: so ist der Kranke deswegen noch nicht frey; es erfolgen noch mehrere Geschwüre, und oft der Brand in der gebissnen Stelle. Ich habe noch nie bey andern Schlangen eine solche Einrichtung der Zähne, als bey dieser, gesehn. Bey der Klapperschlange sind sie fast gerade und nicht sehr lang, und endigen sich fast alle in zwei kleine Spitzen, die Giftzähne sind nicht länger als die andern \*).

Ich

---

\*) Daß die Einrichtung des Rachens bey der gemeinen Viper, und der Klapperschlange eben so, wie bey der Stachel Schlange beschaffen sey: zeigt die Zergliederung des Herrn Mead, siehe oper. Medic. T. II. p. 54. und 62. Uebers.



Ich habe zwey oder drey kleine Schlangen angetroffen, die sich gewöhnlich auf gebaueten Ländereyen aufhalten, und ihre Zähne hatten, so wie die Zähne der Stachelschlange, eine kleine Krümmung, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht wie jene vier Giftzähne hatten. Der Biß der einen von diesen drey Schlangen, welche eine schwärzliche Farbe hatten, hatte solche Zufälle zum Erfolg, welche eine starke Wirkksamkeit ihres Giftes anzeigten. Einen kleinen Hund, der sie verfolgte, und von ihr in die Schnauze gebissen wurde, sahe ich in weniger als vier Stunden davon sterben. Bey einer andern Gelegenheit, ließ ich eine Henne von einer dieser kleinen Schlange in Kamm beißen, und sie starb in weniger als zwey Minuten. Kurz darauf ließ ich eine andre Henne von der nehmlichen Schlange beißen, sie schien anfänglich von diesem Biße nicht angegriffen zu werden: als ich sie aber sich überließ: so wurde sie bald matt, sie ließ die Flügel hängen, wollte nicht fressen, und starb endlich in sieben Stunden.

Diese zween Versuche machte ich bey dem Posten Arouague im September 1765, in Gegenwart vieler Personen. Ich hatte dabey die Absicht, ein lächerliches Vorurtheil zu bestreiten, welches ich nachher erzählen will.

Jedermann in Cayenne kennt eine kleine Schlange, die wegen ihrer Farbe, ein sehr glänzendes Grün, und wegen der Zeichnung der

118 Von Chronischen Krankheiten:

Haut, die in kleinen Vierecken besteht, merkwürdig ist: ihr Biß hat sehr schwere Zufälle zur Folge. Während meines Aufenthalts, oben an dem Flusse Orapur, sahe ich, daß ein Hund von ihr gebissen wurde: er starb in Zeit von vier bis fünf Stunden, ohne daß er den geringsten Geschwulst, an einem Theile des Leibes gehabt hätte.

Dieses sind die Schlangen, die ich in Guiana gesehen habe, deren Gift mir sehr wirksam zu seyn schien. Ich zweifle nicht, daß es noch viele andre geben mag, die eben so schlimm sind als diese; um so viel mehr, da die Arten, wie ich schon gesagt habe, daselbst sehr vielfältig sind. Die Schlangen, die außerordentlich dicke werden\*), sind nicht gefährlich, zum wenigsten hat ihr Biß keine nachtheilige Folgen: und man fürchtet sie nur deswegen, weil sie groß und stark genug sind, um einen Menschen zu tödten und ihn zu verzehren. Unterdessen, da man kein Beyspiel hat, daß sie Menschen angefallen hätten, so hört man doch nicht auf sich zu fürchten. In der That halten sich diese Schlangen vorzugsweise an andre Thiere von allerley Art, die sie stark verfolgen.

Die Mittel, die man gegen den Schlangengiß anzuwenden pflegt, sind sehr zahlreich. Die Indianer, und die Neger kennen eine Menge Pflanz

---

\*) Sind dieses vielleicht Arten von Boa Linn.?



Pflanzen, wovon einige wirklich die Kraft haben, die Zufälle dieses gefährlichen Giftes aufzuhalten, die man folglich nicht verwerfen darf. Diejenigen, die man als die besten kennt, sind die Schlangenzurzel (Tayoven\*) das Schlangenholz\*\*) und die Schlangenzurde\*\*\*). Diese Pflanzen, so wie sie von den Indianern genennet werden, die auch ihre Wirksamkeit entdeckt haben, sind in den Wäldern von Guiane sehr gemein: man findet sie in Ueberflus in ihren Niederlassungen, wo sie sie bauen, um im Fall der Noth Vorrath zu haben.

Die Entdeckung dieser Pflanzen ist man als so den Indianern, oder Wilden schuldig; es ist zum Erstaunen wie scharfsinnig diese Leute sind. Viele von denen, welche mit Europäern umgehen, und fast beständig zu ihren Diensten stehen, haben unter sehr gemeinen Sachen Mittel gegen ihre Krankheiten zu finden gewußt. Ein Indianer Namens Kaimond, der mir lange als Jäger

§ 4.

ger

\*) *Arum maximum* *Egyptiacum*, quod vulgo *Colocasia* C. B. Pin. *Tajoba*, Piso *Arum Colocasia* Linn.

\*\*) Ich habe diese Pflanze nirgends beschrieben gefunden. Es ist eine Wurde, die sich sehr ausbreitet, sie trägt Schwoten, die bey der Reife gelb werden, und sich aufröset, sie enthalten drey oder vier Erblen so groß als die Sumpfwicken.

\*\*\*) *Aristolochia folio hederaceo trifido, maxima flore radice repente*, Plum. *Aristolochia trilobata* Linn.

ger gedient hat, zeigte mir, daß er sich mehrmal vom Schlangenbiß bloß mit Knoblauch geheilt habe: dieser Indianer rechnete so viel auf dieses Mittel, daß er es allen andern im Lande vorzog. Niemals ging er auf die Jagd, ohne etwas davon in seiner Tasche zu haben. Die Art, das Mittel zu brauchen, bestund darinne, daß er es etwas quetschte, und auf die gebißne Stelle legte, und darauf einige Stücke verschluckte.

Es giebt alte Neger, die ebenfalls Pflanzen kennen, die sehr gut für den Schlangen-Biß sind. Im April 1776, als ich mich auf der Wohnung Belle-Terre, eine Meile von Cayenne aufhielt, sahe ich, daß ein Dohse von einer unbekanntn Art Schlange in die Schnauze gebissen wurde, er schwoll sogleich sehr auf, und zitterte über den ganzen Leib, und fiel endlich zu Boden, ohne daß man ihn wieder auf die Beine hätte bringen können. Der Neger, der die Küß hütete, kam, diesen Zufall seinem Herrn anzuzeigen. Wir gingen zusammen auf die Stelle, und fanden das Thier auf der Erde liegen, und sehr mühsam Dthen holen. Die Stelle, wo es gebissen wurde, war kaum zu bemerken, und man sah nichts davon, als einen kleinen Riß, ohne den geringsten Geschwulst, nur war der ganze übrige Leib sehr aufgeschwollen, und dieser Geschwulst schien sichtbarlich zuzunehmen. Ein alter Neger auf dieser Wohnung, der sonst die Schlangenbisse zu heilen pflegte, kam gleich nach uns her:  
an.



an. Er hatte beyde Hände voll grüne Kräuter; ich untersuchte sie, und fand, daß es Blätter von wohlriechendem Basilikum mit den großen Blättern nebst einigen Blättern und Früchten vom kleinen Pfeffer (petit piment) waren. Nachdem er den Ochsen untersucht hatte, so ließ er sich Wasser in einer Schaafe geben, worinn er einen Theil dieser Blätter und des kleinen Pfeffers quetschte, und nachdem das Wasser die grüne Farbe der Pflanzen gehörig angenommen hatte; so ließ er dem Ochsen einen Theil davon saufen, und das übrige rieb er auf der angebißnen Stelle, und hernach über den ganzen Leib des Thieres ein.

Ich bemerkte, daß der Neger den Ochsen gegen den Wuchs der Haare rieb, um das Wasser, dessen er sich bediente, recht in die Haut eindringen zu lassen. Ohngefähr drey oder vier Minuten nach dieser Behandlung merkten wir, daß das Thier etwas besser wurde, das Athemholen wurde leichter, und der Geschwulst schien nicht mehr zuzunehmen. Da es in der Mittagsstunde im offenen Felde an diesem Orte sehr heiß war; so gingen wir zurück, und verließen den alten Neger, der eben wieder frisches Wasser zubereitete, um es nochmals einzureiben. Kurz mit dem Ochsen wurde es immer besser, nach vier Stunden stand er auf, fraß vor sich selber, und war vollkommen geheilt.

Noch ein Mittel gegen den Schlangenbiß,  
H 5 das

das man seit kurzen in Cayenne braucht, ist der rohe Zucker (Maskovade). Ein Inwohner von Nyapok hat mir versichert, daß er ihn mit gutem Erfolge bey einem Neger, der von einer Stachelschlange gebissen worden war, habe anwenden sehen: er hat mir überdieses versichert, daß die Zufälle, die sonst an dem gebissnen Theile zu entstehen pflegen, davon beträchtlich wären vermindert worden. Die Art, ihn zu brauchen, ist, daß man ihn demjenigen, der gebissen worden ist, zu essen gibt, und welchen auf die Wunde legt, und von Zeit zu Zeit diesen Umschlag erneuert. Man hat bemerkt, daß der zum Theil, oder ganz geläuterte Zucker nicht die nehmliche Wirkung thun, und daß unter dem rohen Zucker derjenige, der am fettesten und schwärzesten ist, der Beste ist.

Ich bin um so viel mehr geneigt zu glauben, daß dieses Mittel gut sey, da mir die Erfahrung bewiesen hat, daß es sehr gute Wirkung bey dem Stiche verschiedner Insekten leistet: und allezeit, wenn es zeitig angewendet wird, den Schmerz lindert, den Geschwulst vermindert, und das Fieber verhütet, welches in diesen Fällen allezeit eintritt; wie ich nachher zeigen werde. Ueberdieses wird meine Meinung, von der Kraft des Zuckers, noch durch die Beobachtung des Herrn von Condamine über die Eigenschaft des Zuckers, die Schädlichkeit der giftigen Substanzen zu zernichten, unterstützt, welcher



welcher sich die Indianer am Amazonenflusse bedienen, um ihre Pfeile zu vergiften.

Endlich ist der Salmiakgeist (eau de Luce) noch ein Mittel, das seit einiger Zeit gegen den Schlangenbiß sehr viel Aufsehens gemacht hat, und worauf man das größte Zutrauen setzt. Im Jahr 1767 fand ich zum erstenmal Gelegenheit, bey einem Neger, der von einer Stachelschlange gebissen worden war, Gebrauch davon zu machen: ich gab ihm sechs Tropfen von diesem Mittel in ohngefähr vier Loth Wasser, und ich wiederholte diese Gabe viermal des Tages. Das Vermindern, und sogar Verschwinden der schwereren Zufälle schien mir zu beweisen, daß das flüchtige Alkali gegen das Gift der Schlangen wirksam sey, und zu Folge dessen eilte ich, diese Bemerkung bekannt zu machen\*). Nachdem habe ich noch zweymal Gelegenheit gehabt, den Salmiakgeist (eau de Luce) zu versuchen. Die erste war bey einem Neger, der von einer Schlange gebissen wurde, deren Art mir unbekannt ist, die Zufälle waren nicht sehr heftig: ich gab ihm das Mittel auf die nehmliche Art, wie jenem, von dem ich erst gesagt habe; er brauchte es drey Tage lang, und den vierten war er vollkommen hergestellt. Der zweyte Fall war bey einem Hunde, der von einer Stachelschlange so sehr gebissen wurde; daß er sie auf der Flucht über

\*) Siehe Journal de Medicine, August 1770.

zwanzig bis dreißig Schritte mit fortschlepte: die Zähne der Schlange brachen ohne Zweifel und blieben in der Wunde. Ich ließ diesem Hunde fast auf der Stelle, sechs Tropfen vom Salmiakgeist mit vier Loth Wasser schlucken; die ersten Gaben schienen keine Wirkung zu thun. Da ich bemerkte, daß die Zufälle mehr und mehr zunahmen; so gab ich ihm öfterer, und anstatt sechs Tropfen gab ich zwölf bis funfzehn in vier Loth Wein. Dieses Mittel schien keine Wirkung zu thun, und der Hund starb sechs Stunden, nachdem er gebissen war, mit abscheulichen Zuckungen. Dieser Fall ist der einzige, wo das flüchtige Alkali keine Wirkung zu thun schien: ich hatte den Herrn Clarac, königlichen Oberwundarzt bey dem Posten Dyapok, der wirklich an diesem Flusse wohnte, gebeten, das flüchtige Alkali in allen Fällen, wo er könnte, anzuwenden: er unterließ auch nicht, bey einem seiner Neger, der im Anfange des Jahres 1773 von einer Stachelschlange gebissen worden war, Gebrauch davon zu machen; der Biß war an dem untern Theil des linken Beins. Der Neger fiel kurz darauf nieder, und konnte nicht wieder aufstehen, er klagte über den heftigsten Schmerz an der gebissnen Stelle: zween andre Neger trugen ihn sogleich in das Haus ihres Herrn, der kaum funfzig Schritte von der Stelle war. Herr Clarac, der den Zustand seines Negers sah, eilte ihm von dem flüchtigen Alkali zu

zu



zu geben, und gab ihm erstlich acht bis zehn Tropfen in vier Loth Wein: der gebissne Theil war schon beträchtlich aufgeschwollen; er machte einige Einschnitte darein, und legte das nehmliche Mittel auf. Der Neger hörte nicht auf, über sehr heftigen Schmerz zu klagen, und würde mit kaltem Schweiß bedeckt, der Puls wurde klein und geschwind, und der Geschwulst nahm überhand. Da Herr Clarac sah, daß das Mittel keine Wirkung that, entschloß er sich, die Gaben zu verstärken, und es öfterer zu wiederholen, so daß er ihm zwanzig Tropfen von dem stüchtigen Geiste auf einmal gab; aber die Zufälle nahmen immer zu, und die Kräfte des Negers ab, der Geschwulst verbreitete sich über den Schenkel, über das Gefäß, den Unterleib, die Brust, und der Neger starb vier bis fünf Stunden, nachdem er gebissen worden war. Herr Clarac wande kein ander Mittel mehr an, und da er sahe, daß sein Neger so zu sagen verlohren war, gab er ihm vor diesem Mittel sehr oft hinter einander, welches keine Wirkung zu thun schien. Dieser Wundärzt, da er mir also die Umstände dieses Zufalles mittheilte, bemerkte, daß er es recht sehr bedauere, daß er seinen Neger einen Indianer, seiner Nachbarin nicht auvererant hätte, welche die Bisse dieser Schlangen allezeit glücklich heilte; und die, nach dem Zufalle, der seinem Neger zugestossen wäre, einen Jäger in einer benachbarten Wohnung

J

mit

mit Hülfe der Schlangenvurzel (Tayovea Serpent) gerettet hätte. Dieser Jäger war ebenfalls am untern Theile des Beines von einer Sechelschlange gebissen worden, welche ein Stück Wildpret hielt, welches ihr dieser Neger nehmen wollte. Ein Hund, der dem Jäger zugehörte, und der Schlange diese nehmliche Beute streitig machen wollte, wurde, wie sein Herr, von ihr gebissen, und starb in kurzer Zeit. Der Neger wurde sogleich zu der Indianerin getragen, die ihm ihr Mittel anwande, und ihn aus der Gefahr riß, so daß er mit einem Geschwüre, an der gebissnen Stelle, davon kam.

Aus allen, was bisher gesagt ist, folgt, daß unter den Mitteln, die man im Lande hat, sehr gute sind, und daß sie sorglich verdienen mit mehrerer Aufmerksamkeit, als man bisher darauf verwendet hat, untersucht zu werden. Die Art, sie anzuwenden, und die Gaben, die man davon geben kann, sind nur den Indianern und Negern bekannt, die Gebrauch davon machen, und diese halten die Zubereitung so heimlich, daß es nicht möglich ist, ihr Geheimniß zu entdecken.

Das riechende Basilikum, das zu dem Mittel genommen wird, dessen sich der angeführte Neger bey Ochsen, die von Schlangen gebissen waren, bediente, ist eine Pflanze, deren Kräfte gegen die Heftigkeit verschiedner giftiger Substanzen, würksam sind. Man wird in der letztern Abhandlung dieses Bandes sehen, daß ich

an



an ihr eine sehr starke Kraft entdeckte, die Zufälle des stärksten Giftes dieses Landes, nemlich des Saftes des Maniok aufzuhalten. Ich gestehe, daß ich auf eine sehr angenehme Art überrascht war, als ich 1776 den Neger davon gegen den Schlangenbiß Gebrauch machen sah. Wäre ich längere Zeit in dieser Kolonie geblieben, so würde ich die Versuche über diese Pflanze fortgesetzt haben, da sie sehr starke Kräfte zu haben scheint\*).

Was das flüchtige Alkali anbetrifft, so scheint seine Wirkung nicht allezeit sicher zu seyn: da man aber sehr viele Beobachtungen hat, die zu seinem Vortheil ausgefallen sind; so sollte man seinen Gebrauch fortsetzen. Die Erfahrung, die wahre Mutter der Erweiterung der Kunst, wird endlich einen bestimmten Ausspruch für oder gegen thun.

Herr Sonnini, der sich einige Zeit in Gulanen aufgehalten hat, hat vor einiger Zeit Beobachtungen bekannt gemacht, welche die Kräfte

J 2

dieses

\*) Es ist nöthig, zu erinnern, daß dieses Basilikum mit jenem nicht einerley ist, wovon im 2. Th. 1. Abschn. Seite 82. gesprochen worden ist, daß es den weissen Fluß heile. Diese letztere Pflanze ist einheimisch, und man nennet sie wildes Basilikum, wegen der Aehnlichkeit der Blätter mit den Blättern des gemeinen Basilikums in Europa, welches eigentlich die Pflanze ist, wovon in dieser Abhandlung und in der Abhandlung von Maniok die Rede ist.

dieses Mittels zu bestärken scheinen. Er bestreuet gleich Anfangs ein lächerliches Vorurtheil, das man in diesem Lande über eine Gaukelposse heget, welche die Neger ausüben, um vor den Biß der Schlange und dessen böse Folgen zu verwahren: Bey dieser Gelegenheit sagt er: einige Neger geben vor, daß sie die Gabe hätten, die üble Wirkung des Giftes zu verhindern, wenn sie sich von einer Schlange beißen lassen\*). Nach dieser Erzählung sieht man leicht, daß Herr Sonnini mit dem Verfahren, das man anwendet, nicht recht bekant gewesen ist: ich will es so kurz als möglich beschreiben.

Der Negergaukler reibt erstlich die Beine desjenigen, den er für dem Schlangengifte verwahren will, mit beyden Händen recht stark: hierauf nimt er ein wenig von jeder Wurzel verschiedener Pflanzen, die er in einem kleinen Sacke hat, (unter welchen ich Ingber bemerkte) kaut sie, und macht einen Teig, speiet ihn zum Theil auf das Bein, und setzt das Reiben so lange fort, bis die gekauten Wurzeln so zu sagen verschwinden. Aus seinem Sacke nimt er wieder einen getrockneten Schlangenkopf, an welchem noch einige Zähne übrig sind, und reibt das Bein mit diesem Kopfe, indem er verschiedne Figuren

da

---

\*) Siehe Journal de physique par M. l'Abbe Rozier, December 1776. P. 469.



damit beschreibet, einige Worte herstammelt, die Niemand versteht. Oft geschieht es, daß indem er den Kopf auf dem Beine so hin und her führt, sich die Zähne in die Haut hacken, und einen leichten Riß verursachen, aus welchem Blut heraus tritt, alsdenn spricht der Neger, ist die Operation recht wohl gerathen; er legt den Schlangenkopf in den Sack zurück, nimmet noch einen Mund voll von den nehmlichen Wurzeln, kaut sie und spenet sie von neuem auf das Bein, fährt fort zu reiben, bis alles verschwunden ist, und die Ceremonie ist geendiget. Der Neger macht seinen Sack, worinnen er noch solche Wurzeln, die er zum Einreiben braucht, mit dem getrockneten Schlangenkopfe vorrätzig hat, sorgfältig zu, und übergibt ihn der Person, die er gerieben hat, mit der Lehre ihn beständig bey sich zu tragen, und versichert ihn, daß, wenn er ihn von sich legte, er vor dem Bisse der Schlangen, und ihren schädlichen Folgen nicht mehr sicher sey.

So ist das Verfahren, welches die Neger beobachten, um sich vor dem Bisse der Schlangen zu verwahren. Ich habe es 1764 bey dem Posten Arouague in einem Tage an zwölf bis funfzehn Personen ausführen gesehen. Der Neger, der dieses Geheimniß besaß, war alt, und glich unsern Marktschreibern in Europa. Er ging von Wohnung zu Wohnung und suchte die Leute zu betrügen. Es ist weit ge-

fehlt, daß alle Einwohner, sowohl Creolen als Europäer ein blindes Zutrauen auf diese Betrüger setzen sollten. Viele sind sogar im Stande, den Werth ihrer Geheimnisse zu bestimmen, und wissen wohl, was man davon halten soll: ich wundere mich daher, daß Herr Sonnini ihnen nicht mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Nach der Art, wie sich Herr Sonnini im Anfange der 474 Seite des angeführten Journals ausdrückt, sollte man glauben, daß er in der kurzen Zeit, die er sich in Cayenne aufgehalten hat, sehr oft Gelegenheit gefunden hätte, Schlangenbisse zu behandeln. Dem sey wie ihm wolle, so will ich ihm nur gegen seine Beobachtungen vorstellen: daß 1) der Indianer, der der Gegenstand seiner ersten Beobachtung ist, mir nicht von einer Stachelschlange gebissen worden zu seyn scheint, aus der Ursache, weil auf diesen Biß allezeit sehr gefährliche Zufälle an der gebissnen Stelle erfolgen, und in dem Falle, daß man der Wirkung des Giftes Einhalt thäte, so ist der Kranke nicht im Stande, seine Geschäfte zu verrichten, als nach einem Monate und oft nur nach sechs Wochen. Nach seiner Erzählung, konnte der Indianer den andern Tag wieder herum und den dritten Tag schon auf die Fischereyen gehen. Eben so wahrscheinlich ist es, daß der Neger in der zweyten Beobachtung von einer Schlange ist gebissen worden, deren Gift nicht böhartig seyn mag,  
da



da er in dreh Stunden vollkommen geheilt war. Wenn Herr Sonnini den Rachen der Stachel-  
schlange zergliedert hätte, so würde er durch  
diese Zerlegung, und den besondern Bau der  
Zähne gesehen haben, daß diese Bisse einen be-  
trächtlichen Reiz zur Folge haben müssen, wel-  
cher sehr schwere Zufälle hervorbringen muß:  
ich wundere mich um so viel mehr, daß ihm die-  
se Untersuchung entgangen ist, da ihn seine Wis-  
begierde zu allen antrieb. 2) Hat Herr Son-  
nini wahrscheinlich keine Gelegenheit gehabt,  
die Wirkung des Giftes von der Stachel-  
schlange mit denen von der Klapperschlange zu ver-  
gleichen, denn wo dieses gewesen wäre, so wür-  
de er nicht, so wie er thut, behaupten, daß das  
Gift der erstern heftiger und schlimmer wäre,  
als der zweyten\*). Die Bösartigkeit des Gif-  
tes der Klapperschlange ist allen Naturforschern  
bekannt, und jedermann in Cayenne weiß, daß,  
wenn ein Thier von ihr gebissen wird, man nicht  
Zeit habe, ihm Hilfe zu leisten, und daß es fast  
augenblicklich stirbt. Im Jahr 1774 sah ich in  
einer Wohnung am Meerbusen einen großen  
Jagdhund von einer Klapperschlange beissen und  
in dreh vierdel Stunden war er tod. 3) Da  
die Klugheit des Herrn Sonnini bekannt ist;  
so wundere ich mich, wie er sich habe entschließen  
können, ganze Löffel voll Salmiakgeist in ein  
we-

\*) Siehe Seite 474 des angeführten Journals.

wenig Wein zu geben, ohne sich vorher durch wohlangeordnete Versuche versichert zu haben, daß eine solche Gabe keine Zufälle hervorbringen könnte. Jedermann, der die Natur des flüchtigen Alkali und ihre reizende Kraft kennt, wird ohne Zweifel die Gabe zu groß finden.

4) Endlich will ich mit dem, was ich über diesen Gegenstand zu sagen habe, damit schließen, daß ich mich über das, was Herr Sonnini auf der letzten Seite seiner Beobachtungen sagt, sehr wundere: "daß man ohne Zweifel erstaunen würde, daß in Guiane er nur alleine mit Salmiakgasse versehen gewesen sey." Obgleich Herr Sonnini wenig unter den Einwohnern von Cayenne bekannt gewesen ist; so ist es doch unmöglich, daß es ihm unbekannt geblieben sey, daß eine große Menge Leute mit flüchtigem Alkali versehen sind und daß viele Gelegenheit gesucht haben, dessen Wirkung zu beständigen: ganz sicher mußte er wissen, daß in allen königlichen Krankenhäusern welches vorrätzig ist, und daß alle, die durch Wälder reisen, beständig welches bey sich tragen. Ich kann also nicht einsehen, was vor Ursachen ihn können verleitet haben, sich auf solche Art auszudrücken.

Die Thiere für deren Stich man sich noch fürchtet, sind die Schaufelstiege (Mouche a drague\*)

\*) Nach der unvollständigen Beschreibung, vermuthlich eine Art Wespe.



der Scorpion, die Affel und die stämische Amoise. Alle diese Insekten stechen mit einem sehr spitzigen Stachel, welcher am hintern Theile des Leibes sitzt, und am untern Theil des Bauches versteckt ist. Wenn diese Thiere stechen wollen, so ziehen sie den Bauch zusammen, machen ihn kürzer, damit der Stachel hervorrage, und durch eine kleine Bewegung weisen sie den Stachel in den Körper, den sie stechen wollen. Ich habe bemerkt, daß die Spitze fast allezeit zurück bleibt. Der Stich der Schaufelfliege ist am allergewöhnlichsten, weil sie sich bey den Menschen aufhält, so daß man sie nirgends als in den Häusern, die am Secuser liegen, antrifft. Diese Fliege ist vor sich nicht böse, ich habe bemerkt, daß sie nicht eher sticht, als bis man sie beunruhiget, so daß wenn sie sich jemanden ins Gesicht setzet, so schadet sie nicht, wenn man sie ruhig läßt: aber wenn man sie wegzagen will, so rächt sie sich augenblicklich, und dreht sich augenblicklich, und dreht ihren Bauch gegen die Haut, in welche sie ihren Stachel treibt.

Die Wirkung des Stachs der Schaufelfliege ist, daß augenblicklich ein sehr heftiger Schmerz erfolgt, welcher auf drey Stunden wählet, der gestochene Theil schwillt auf, und dieser Geschwulst wird beträchtlich, besonders wenn es sehr empfindliche Theile betrifft z. B. im Gesichte u. darauf entsteht ein Fieber, mit sehr heftigen Kopfschmerzen, welches sieben bis acht

8

Stun-



134 Von Chronischen Krankheiten.

Stunden mehr oder weniger anhält. Die Mittel, die man anzuwenden pflegt, um den Geschwulst, und das Fieber zu verhüten, und die Schmerzen zu stillen, sind Zitronsaft, womit man die Stelle reibt, Baumöl, und frischer Harn. Ich habe bemerkt, daß ein Tropfen flüchtiges Alkali auf den Stich getropfelt, sehr gut thut. Endlich hat mir der rohe Zucker, auf den Theil aufgeschlagen, die beste Würfung zu thun geschienen.

Der Stich der Scorpionen scheint nicht von so heftigen Zufällen begleitet zu werden als der von der Schaufelsfliege. Zum wenigsten ist der Geschwulst und der Schmerz gelinder, so wie auch das Fieber. Die Mittel, die man braucht, sind die nehmlichen, die ich erst angezeiget habe, so wie man sie auch gegen den Stich der Amseln braucht, der fast die nehmlichen Folgen hat als der Scorpionstich.

Der Stich der flämischen Ameise ist etwas schlimmer als der, wovon alleweile die Rede war. Schmerz, Geschwulst und Fieber sind stärker und dauern länger.

Die Neger sind dem Stiche dieser Art von Ameise sehr ausgesetzt, wenn sie auf dem Acker arbeiten, alsdenn verlassen sie die Arbeit, und bleiben wenigstens zween Tage zu Hause liegen. Ich habe mich durch viele angestellte Versuche überzeugt, daß der Stachel dieser Ameise, der viel dicker und länger ist als bey der Schaufelsfliege,

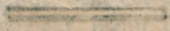


fliege, an der Spitze eine Oefnung hat, so wie die Giftzähne der Stachelschlange: und allezeit, wenn der Stachel eindringt, so läßt er durch diese Oefnung ein kleines Tröpfgen von einer durchsichtigen röthlichen Feuchtigkeit fahren. Ich habe allemal bemerkt, daß diese Feuchtigkeit in dem Augenblicke herauskam, wenn die Ameise sich bestrebte, den Stachel in den Körper zu treiben, den sie stechen wollte.

Die Mittel, die man gegen diesen Stich anwendet, sind die nehmlichen, als diejenigen, die man gegen den Stich der Schaufelfliege braucht. Wenn man in dem ersten Augenblick keins von diesen Mitteln anwenden könnte, und der Geschwulst so wie der Schmerz sehr stark würden; so kann man auf den Geschwulst schmerzstillende Umschläge legen, die man sorgfältig zweymal des Tages erneuert. Diese Geschwülste endigen sich allemal durch Zertheilung, ich habe nie gesehen, daß einer in Eiterung übergegangen wäre,



Es ist die Meinung der Philosophen, dass die Wissenschaften den Menschen zu einem bessern Leben führen. Sie lehren uns, die Natur zu verstehen und unsere Tugenden zu kultivieren. Durch die Wissenschaften werden wir in der Lage gesetzt, die Probleme der Welt zu lösen und das Wohlbefinden der Menschheit zu fördern. Die Wissenschaften sind die Grundlage für den Fortschritt der Zivilisation und die Quelle für die Erfindungen, die unser Leben erleichtern. Sie sind die Werkzeuge, die wir benötigen, um die Herausforderungen der Zukunft zu bewältigen und die Welt zu einem besseren Ort zu machen.











Ud 2007  
5

Ud 18

ULB Halle

3

005 488 184



N.C.









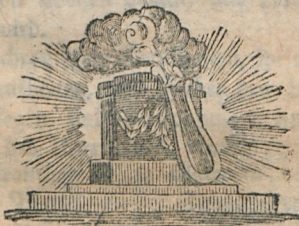
Herrn Bajon's  
ältesten Oberwundarztes auf der Insel Cayennerc.

# Nachrichten

zur Geschichte von Cayenne

und  
dem französischen Guiane.

Zweyten Theils Zweyter Abschnitt.  
aus dem Französischen.



Erfurt, 1784.  
bey Georg Adam Keyser.

